Asien

Geogr.
o.
4t o. 34

VI 1485:
J. H.

Marco Paolo's Reise in den Orient,

während der Jahre 1272 bis 1795.

Nach den vorzüglichsten Original-Ausgaben verdeutscht,

und

mit einem Kommentar begleitet

von

Felix Peregrin.

Ronneburg und Leipzig,
bei August Schumann 1802.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorrede.

Einer der verdienstvollsten Gelehrten und der größten Geographen, der verstorbene Hr. Reich. Forster, äußerte bei Gelegenheit eines Auszuges, welchen er uns von der Reise des Marco Paolo in seiner „Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden" giebt, den Wunsch: „daß ein, in der Litteratur des Orients belesener Gelehrter von derselben eine neue, und nach den besten Originalen, berichtigte Ausgabe veranstalten möge." — Schon ehe mir dieser Wunsch bekannt wurde, gieng ich mit dem Gedanken um, dieses merkwürdige Product des Mittelalters, von dem wir so gut als keine Uebersetzung in

deutscher Sprache haben, auf vaterländischen Boden zu verpflanzen; dabei war ich jedoch weit von dem Gedanken, „eine kritische Ausgabe liefern zu wollen," entfernt; denn ich wußte nur zu gut, daß hierzu die Belesenheit eines bloßen Dilettanten (und viel mehr als dieses bin ich freilich nicht) zu unhinreichend sey. Ich wollte nichts geben, als eine treue, aber zugleich eine lesbare Verdeutschung, nach der besten Original-Ausgabe.

Schon hatte ich die Hand ans Werk gelegt, als zufällig die französische Ausgabe dieser Reise, welche sich in Bergeron's Sammlung von orientalischen Reisen befindet, zu meiner Kenntniß kam. Diese Ausgabe, welche mit Vergleichungen der ältern Handschriften, und mit litterarischen Anmerkungen aller Art aufs reichlichste ausgestattet ist, konnte mir nicht erwünschter kommen, denn sie lies mich hoffen, (mit Zuziehung meiner eigenen wenigen Belesenheit in den Schriften, welche den Orient betreffen, und den Versprechungen einiger gelehrten Freunde, mich darin nach allen Kräften zu unterstützen,) etwas mehr, als eine trockne Uebersetzung des Textes liefern zu können. Mit einem Worte, ich bin kühn genug gewesen, der Bearbeitung einer kritischen Ausgabe für Deutschland mich zu unterziehen. — Wie ich da-

bei verfahren, welche Quellen ich benutzen werde, und was ich zunächst damit beabsichtige, das darf ich dem Publiko und den Kunstrichtern freilich nicht unangezeigt lassen; allein ich muß bitten, mir zu erlauben, daß ich diese Anzeige erst nach Vollendung des Buches selbst mache. —

Ich theile nämlich meine Ausgabe in zwei Theile. Der erste, welcher nichts als eine treue, und auch für Nichtgelehrte lesbare, Uebersetzung des Originals in sich faßt, erscheint schon jetzt; allein, die Erläuterungen, Anmerkungen, Lesarten, Zusätze rc. erspare ich für einen besondern Band, welcher möglichst bald dem ersten folgen soll, wiewohl er nicht eher erscheinen wird, bis ich meine Correspondenz mit mehrern Gelehrten, über diesen Gegenstand, schließen kann.

Ich halte diese Einrichtung, vermöge welcher der Text und der Kommentar (wenn ich so sagen kann) getrennt werden, nicht blos der Sache selbst angemessen; sondern auch deshalb für gut, weil hierdurch bloße Dilettanten von der Lektüre nicht zurückgeschreckt werden, was leicht geschehen könnte, wenn sie gleich auf der ersten Seite mehr Noten als Text erblickten. So aber mögen sie Marco's Nachrichten

in ihrer Reinheit lesen, und von den davon getrennten Anmerkungen nur so viel oder so wenig, als ihnen Zeit, Laune, Geschmack und Kenntnisse erlauben; denn für sie ist dieser Kommentar eben am wenigsten bestimmt. —

Zur Michael. Messe 1802.

Felix Peregrin.

Marco Paolo's

Reise in den Orient.

Erstes Buch.

Eine einleitende Nachricht von den Reisen der drei Paolis enthaltend.

Erstes Kapitel.

Nikolo's und Matthias Paolo's Abreise von Venedig.

Im Jahr 1269 unserer Zeitrechnung und während der Regierung Balduins, Kaisers von Constantinopel, schifften sich zwei Nobili's, von der berühmten Familie der Paoli's zu Venedig, auf einem für Rechnung venezianischer Handelshäuser reich beladenen Kauffarteischiffe nach Constantinopel ein, wo sie denn auch nach einer glücklichen Fahrt über das mittelländische Meer und durch den Bosporos (die Dardanellen) sehr wohlbehalten anlangten. Hier hielten sie sich einige Zeit auf; dann setzten sie ihre Reise durch den Pontus Euxinus fort, und ka-

men in den Hafen der armenischen Stadt Soldalia; (Sudak) sie gaben daselbst den kostbaren Steinen, mit denen sie versehen waren, die nöthige Zurichtung und gingen sodann an den Hof eines großen-tatarischen Fürsten, Namens Barcha (Berecke, der von 1256-66 regierte.) Diesem machten sie mit dem Besten, was sie besaßen, ein Geschenk. Der Chan verachtete ihre Freigebigkeit keinesweges; im Gegentheil nahm er das Dargereichte sehr gütig auf, und bezahlte sie mit Gegengeschenken von einem noch weit höhern Werthe. Da sie sich am Hofe dieses Fürsten ein Jahr hindurch aufgehalten hatten, so beschlossen sie, wieder nach Venedig zurückzukehren. — Aber jetzt brach zwischen dem Chane und einem andern Fürsten der Tataren, Namens Allau (Holaghu Chan) ein heftiger Krieg aus; das Glück begünstigte Barcha's Widersacher und das Heer des Gastfreundes der Reisenden wurde in die Flucht gejagt. Dieser unglückliche Ausgang machte den beiden Venezianern einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung; denn bei der allgemeinen Unsicherheit wußten sie eben so wenig, auf welche Seite sie sich schlagen sollten, noch welcher Weg ihnen in ihr Vaterland noch offen sei. Endlich entschlossen sie sich, vermöge eines großen Umwegs in dem Reiche Barcha's (Berak Chan) ihre Rettung zu versuchen. Sie erreichten auf diesem Wege bald die Stadt Guthacam (Guthakha) und etwas

weiter setzten sie über den Tigris, einen der vier Flüsse des Paradieses. Von hier aus gelangten sie zu einer großen Wüste, wo sie weder Menschen noch menschliche Wohnungen erblickten, und da sie solche durchwandert hatten, kamen sie in die beträchtliche persische Stadt Bochara in der gleich benannten Provinz. Hier residirte der König (Fürst) Barach (Berrak Chan) und da sie, wegen der allgemeinen Unruhen der Tataren, nicht weiter kommen konnten, so hielten sie sich hier drei ganzer Jahre auf.

Zweites Kapitel.

Ihre Reise zu dem Hofe des großen Tatar Chans.

Zu derselben Zeit kam ein Gesandter Allau's durch diese Stadt, um zu dem großen Chan der Tatarei (Kublai Chan) zu gehen. Er traf hier unsere beiden Venezianer zufälligerweise, und da er fand, daß sie schon etwas tatarisch sprachen, so äußerte er eine große Freude darüber. — Er faßte gleich den Vorsatz, diese Franken zu seiner Begleitung zu überreden; denn er sah voraus, daß er sich dadurch bei dem großen Chan der Tataren sehr beliebt machen würde. Er überhäufte sie daher mit Geschenken und Ehrenbezeugungen, besonders

da es ihm nicht entgehen konnte, daß sie derselben in Hinsicht ihrer Kenntnisse und ihres Betragens nicht unwerth waren. Da nun die Paoli's wohl einsahen, daß sie sich nur der größten Gefahr aussetzen würden, wenn sie jetzt nach Europa zurückkehren wollten, so entschlossen sie sich bald genug, Begleiter des Gesandten Allau's an den Hof des großen Tatarchan's zu werden. Sie verließen also, mit noch einigen andern Venezianern, welche in ihrem Dienste sich befanden, die Stadt Bochara, und nach einer Reise von mehreren Monathen gelangten sie endlich an dem Hofe des Kublai Chan's, (Königs der Könige) glücklich an. Die Ursache dieser langwierigen Reise war keine andere, als die Verderbnis der Wege durch häufige Ueberschwemmungen und Schneelavinen, welche sie nöthigten, öfters ganz stille zu halten, oder große Umwege zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Von ihrer guten Aufnahme bei dem großen Chane.

Da sie vor den Großfürsten der Tatarn geführt wurden, so empfing sie derselbe mit vieler Güte. Er richtete eine Menge von Fragen, besonders über den Zustand

der abendländischen Länder, des römischen Kaisers und der andern europäischen Fürsten, an die Venezianer. Er wollte wissen, wie sie ihre Regierung verwalteten; durch welche Mittel sie den Frieden unter sich befestigten, wie sie die Justizpflege und die gute Ordnung handhabten. Dann erkundigte er sich nach den Sitten und Gebräuchen der Franken überhaupt; besonders neugierig zeigte er sich aber im Betreff der christlichen Religion und des Pabstes, ihres Oberhauptes. Beide wünschte er recht genau kennen zu lernen. Unsere Reisenden suchten seine Neugier nach ihrem besten Vermögen zu befriedigen; und der Fürst war mit ihren Antworten so zufrieden, daß er sie nachher verschiedenemale nach seinem Hof kommen lies.

Viertes Kapitel.

Der große Chan braucht die Reisenden zu einer Ambassade an den Pabst.

Nach einem besondern Staatsrathe, den der große Chan mit den vornehmsten des Reiches gehalten hatte, ersuchte er die beiden Venezianer, in seinen Angelegenheiten eine Reise nach Rom als Gesande zu ihrem Pabste zu machen, und zu diesem Behufe gab er ihnen einen der Großen des Reichs,

Namens Gogacal, einen erfahrnen und geehrten Mann, zur Seite. Die Absicht dieser Gesandschaft war keine andere, als den heiligen Vater zuersuchen, daß er dem Chan eine Zahl von hundert klugen und in der christlichen Religion wohl unterrichteten Männern schicken möge. Durch ihre Belehrungen hofte er dann überzeugt zu werden, daß die christliche Religion die beste, die allein beseeligende sei, und daß die Götter der Tataren nichts, als gemeine Dämonen wären, welche bei den Morgenländern die Stelle der wahren sich angemaßt hätten. Der Chan hatte in der That mehrere gute Dinge von der christlichen Religion gehört; auch kannte er die Hartnäckigkeit, mit welcher seine Priester ihren Kultus vertheidigten und deshalb war er öfters zweifelhaft, welchen Weg er, zu seinem eigenen Besten, wählen müsse.

Unsere Venezianer empfingen die Befehle des Monarchen mit aller Unterwürfigkeit und versprachen dann, daß sie ihres Auftrags sich treulich entledigen und seine Sendschreiben dem römischen Oberhaupte gewissenhaft überreichen würden. Hierauf lies ihnen der Chan eine goldne Tafel, in welcher die königlichen Wappen eingegraben waren, der Gewohnheit nach, einhändigen; diese diente ihnen und ihrem ganzen Gefolge als Paß, oder vielmehr als Geleitsbriefe, durch alle Staaten dieses Fürsten; denn bey Vorzeigung derselben waren alle Beamten verbunden, ihnen ihre Reise zu erleichtern, sie durch unsichere Orte geleiten zu las-

sen, und ihnen, mit einem Worte, auf kaiserliche Kosten alles, was sie nur nöthig haben konnten, herbeizuschaffen. Der Chan ersuchte die Reisenden noch besonders, ihm von der immerbrennenden Lampe bey dem Grabe des Heilands zu Jerusalem ein wenig Oel mitzubringen, da er nicht zweifelte, daß es für ihn sehr vortheilhaft seyn müsse, wenn Jesus wirklich der Erlöser der Welt sey. — Unsere Reisenden verabschiedeten sich bey dem Chane und begannen ihren Weg. Allein, kaum hatten sie zwanzig (französische) Meilen zurückgelegt, so erkrankte der Gesande Gogacal; sie sahen sich daher genöthigt, ihn zurückzulassen und ohne ihn ihre Reise fortzusetzen; und ihre goldene Tafel erleichterte ihnen dieselbe ungemein, denn überall wurden sie wohl empfangen. Bei alledem mußten sie der Ueberschwemmungen halber öfters Halt machen; und dieses hielt dergestalt auf, daß sie länger als 3 Jahre zubrachten, ehe sie die armenische Stadt Galza (Al Ajassa) errichten, von wo sie sich dann nach Ancona einschifften, und in diesem letztern Hafen, im April 1272, glücklich ankamen. —

Fünftes Kapitel.

Ihr Aufenthalt zu Ancona.

Hier erfuhren sie den Tod Clemens IV., der nur kurz vor ihrer Ankunft statt gehabt hatte. Auch vernahmen sie mit Misvergnügen, daß man vor der Hand noch nicht zur Wahl des künftigen Pabstes geschritten sey. Zu Ancona residirte ein Legat des heiligen Stuhls, Theobald, Graf von Plaisance; diesem machten sie bekannt, daß sie als Gesande von dem großen Chane hieher gekommen wären; auch verschwiegen sie ihm die Absicht ihrer Gesandschaft nicht. Der Legat rieth ihnen, daß sie die Wahl eines neuen Pabstes auf alle Fälle abwarten möchten. Sie reißten also nach Venedig und wollten da bey ihren Angehörigen so lange verweilen, bis der neue Pabst erwählt seyn würde. Nikolo Paolo's Gattin war indes gestorben. Aber vollkommen wohl fand er seinen Sohn Marco, mit welchem er sie schwanger zurückgelassen hatte. Dieser stand bereits in einem Alter von 15 Jahren, und er allein ist es, welchem wir die gegenwärtige Reisebeschreibung zu verdanken haben.

Die Erwählung des neuen Pabstes verzog sich indes über zwei Jahre hinaus.

Sechstes Kapitel.

Die Reisenden kehren in die Tatarei zurück.

Nach Verlauf dieser zwei zu Venedig zugebrachten Jahre, glaubten die Reisenden nicht länger weilen zu dürfen, denn sie fürchteten, der Kaiser der Tatarei möchte sich über ihr langes Wegbleiben beunruhigen; sie reißten also wieder nach Ancona und begaben sich hier zu dem Legaten. Der junge Marco begleitete sie; denn er war bestimmt, die Gefahren der langwierigen Reise in die Tatarei mit ihnen zu theilen. Ohne Schwierigkeit gab ihnen der Legat ein Schreiben an das tatarische Oberhaupt, und in diesem Schreiben hatte er die Natur der christlichen Religion aufs deutlichste darzustellen gesucht. Hierauf traten unsere Reisenden ihren Weg nach dem Orient wieder an; allein sie waren kaum von Ancona abgereißt, als der Legat Briefe von den Cardinälen erhielt, in denen man ihm die Nachricht gab, daß Gregor zum Oberhaupte der katholischen Kirche erwählt worden sey. Er schickte deshalb unsern Venezianern nach, theils um ihnen andere Schreiben zu geben, theils auch, ihnen noch zwei Prediger-Mönche zuzugesellen. Einer dieser Mönche hies Nicolas von Vicenza, der andere Wilhelm von Tripoli; beide waren Männer von Kenntnissen und einer erprobten Rechtschaffenheit; damals lebten sie eben zu Ancona. In Gesellschaft derselben reißten denn

die Paoli's abermals von Ancona ab, und landeten sodann in dem armenischen Hafen Glaza (Al Ajassa.) Da aber zu derselben Zeit der Sultan von Babylon ganz Armenien feindlich mit seinem Heere überströmte, so fingen die beiden Mönche an, furchtsam zu werden. Um den Gefahren zu entgehen, welchen sie auf offner Straße sich auszusetzen glaubten, flüchteten sie zu einem Großmeister der Tempelherren in Armenien. Die Paoli's aber wagten sich durch die Gefahren hindurch, und nach vielen ausgestandenen Mühseeligkeiten gelangten sie endlich in der Stadt Cleminisu, welche unter dem Schutze der Tataren stund, glücklich an. Außer den Kriegsunruhen wurde die Dauer ihrer Reise auch abermals durch die verschneieten oder überströmten Wege und Gegenden verlängert. Sobald der Kublai Chan von ihrer Rückkehr unterrichtet wurde, schickte er ihnen mehr als 4000 Mann sehr weit entgegen, damit es ihnen an nichts gebrechen möge. um bald und sicher bei ihm anlangen zu können.

Siebentes Kapitel.

Empfang der Venezianer bei dem Kublai Chan.

Da sie nun bei dem Fürsten angekommen waren, so warfen sie sich nach orientalischer Sitte vor ihm zur Erde nieder. Er hies sie aufstehen, und empfing sie mit vieler Güte. Dann befahl er, daß sie ihm von dem Erfolge ihrer Reise und besonders ihrer Unterredung mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche unterrichten möchten. Sie versäumten nicht, ihm von allen treulich Rechenschaft zu geben und überreichten ihm sodann auch die Briefe des Pabstes. Der Chan bezeugte über dieses alles viele Freude und lobte die Pünktlichkeit, mit welcher sie seine Aufträge erfüllt hatten. Dann überreichten sie ihm auch von dem Oel aus der Lampe des heiligen Grabes, welches er sehr sorgfältig aufbewahren lies. Auch der junge Marco wurde von ihm bemerkt und sehr gut aufgenommen; ihn sowohl, als den Vater und den Onkel, überhäufte er dergestalt mit Gunstbezeugungen, daß die anwesenden Hofleute Ursache genug hatten, auf unsere Venezianer eifersüchtig zu werden.

Achtes Kapitel.

Marco Paolo macht sich bei dem tatarischen Fürsten beliebt.

Der junge Marco machte sich in kurzer Zeit mit den Gebräuchen bekannt, welche den Hof des Kublai Chans auszeichneten; und da er sich mit der Zeit selbst der vier verschiedenen Sprachen, deren die tatarische Nazion sich bediente, so weit eigen machte, daß er sie nicht allein lesen, sondern auch schreiben konnte, so erwarb er sich bald die Achtung aller, besonders aber die Liebe des Fürsten. Dieser schickte ihn, um seine Klugheit in Geschäften zu versuchen, in einer bedeutenden Reichs-Angelegenheit nach einem entfernten Lande, zu deren Erreichung es eine Reise von wenigstens 6 Monden erforderte. Er richtete alles weißlich und zur großen Zufriedenheit des Chans aus, und erwarb sich dessen Zuneigung in einem noch höhern Grade. Da er wußte, daß dieser Fürst sehr wißbegierig war, so trug er Sorge, in alle den Ländern und Orten, die er durchreißte, sich nach den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, nach den verschiedenen Arten und der Natur der Thiere, genau zu erkundigen. Dies alles theilte er dann dem Chan mit und gewann dadurch die Liebe desselben dergestalt, daß er ihn, ungeachtet er nicht mehr als 17 Jahre zählte, von Stund an zu den wichtigsten Geschäften und Sendungen in einen unermeßlichen Staaten, gebrauchte. Marco benutzte hier alle Stunden, welche ihn von seinen Berufsgeschäften

übrig blieben, um die Länder, in denen er sich befand, genauer kennen zu lernen. Er bezeichnete sich die Lage der Provinzen und Orte; er unterrichtete sich über die Merkwürdigkeiten derselben, oder über die wichtigsten Vorfälle darin. Dies alles schrieb er sich auf, und auf diese Art verschafte er uns Abendländern die Kenntnisse alles dessen, was uns die Folge dieser Reise sagen wird. —

Neuntes Kapitel.

Zweite Rückkehr der Venezianer nach Europa.

Nach einem Aufenthalte von vielen Jahren an dem Hofe des Kublai Chans, wurde in den Herzen unserer Venezianer die Liebe zum Vaterlande wieder rege. Sie baten also den Chan um die Erlaubnis, nach demselben zurückkehren zu dürfen. Allein, da diesem so viel an ihrer Gegenwart gelegen war, so hatten sie viele Mühe, sie zu erlangen. Um diese Zeit nun sande ein indischer König, Namens Argon, drei Gesande an den Hof des Tatarchans; sie nannten sich Culatai, Nibusea und Coila, und hatten den Auftrag, für ihren König aus Kublai's Familie eine Gemahlin sich zu erbitten; denn die verstorbene Gemahlin desselben, Balgana, hatte noch auf ihrem Sterbebette es ihm zur

Pflicht gemacht, mit keiner andern, als einer Anverwandin des großen Tatarfürsten zum zweitenmahle sich zu verheurathen. Kublai gewährte ihnen diesen Gesuch, und erwählte für den indischen König ein Mädchen aus seiner Fa-lie, Gogatia genannt, und nicht über 17 Jahre alt. Diese sollten sie also mit sich nehmen. Da nun die Indianer von dem Verlangen der Paoli's, in ihr Vaterland zurückzukehren, unterrichtet worden waren, so baten sie den Chan um die Erlaubnis, daß die Venezianer seine Verwande mit ihnen bis zum Hofe Argons begleiteten, von wo aus sie dann ohne Gefahr nach Europa gelangen könnten. Der Chan, so nahe es ihm auch ging, die Europäer zu verlieren, sah sich aus vielen Hinsichten genöthigt, dem Gesuche nachzugeben, und unsere Reisenden zu entlassen.

Zehntes Kapitel.

Ankunft zu Venedig.

Die Paolis verließen nun endlich den Hof des Kublai und schifften sich auf einer Flotte ein, welche aus 14 bewaffneten Schiffen bestand. Jedes derselben war mit vier Masten und vier Segeln versehen. Bei ihrer Abreise erhielten sie

vom Chane abermals zwei goldne Tafeln mit dem Wappen desselben geziert. Diese hatten sie in allen Staaten desselben blos vorzuzeigen, um auf ihrer Reise alle mögliche Unterstützung zu erhalten. Der Fürst gab ihnen von seinen Leuten Gesande an den Pabst und an einige andere europäische Fürsten mit. — Nachdem sie 3 Monate zu Wasser waren, kamen sie auf einer gewissen Insel, Namens Jana (Java) an, und von da aus durchfuhren sie das indische Meer und gelangten endlich in die Residenz des Königs Argon. Sie präsentirten ihm seine bestimmte Braut; allein er trat sie an seinen Sohn ab. — Von sechshundert Leuten, welche der König dem neuen Regenten entgegen gesendet hatte, waren mehrere unterweges, zum allgemeinen Bedauern, umgekommen. — Da nun unsere Venezianer, und die sie begleitenden Gesanden von Argons Hofe abreißten, so erhielten sie vom Vice-Könige Acata (Chiacato) welcher die Regierung während der Minderjährigkeit des jungen Königs versahe, zwei andere goldene Tafeln, welche ihnen, nach dem Gebrauche des Landes, zu einem Geleits-Briefe dienten. Auf diese Art reißten sie gut und wohlbehalten und mit Ehrenbezeugungen überhäuft, aus diesem Reiche ab, und gelangten, nach einer gefährlichen und mühevollen Reise endlich zu Constantinopel an. Von hieraus schifften sie nach Venedig über, wo sie i. J. 1295 mit vielen Reichthümern versehen, in bester Gesundheit eintrafen und die ehrenvollste Aufnahme fanden. —

Diese kurze einleitende Erzählung der Reisen der Paoli's war deshalb nöthig, um den Leser in den Stand zu setzen, über die Aechtheit und die Mannichfaltigkeit der Nachrichten, welche Marco Paolo uns über verschiedene Länder des Orients ertheilt, ein richtiges Urtheil fällen zu können. — Die folgenden Kapitel enthalten aber in der That einen Schatz von neuen, zuvor noch nie gehörten Dingen und Erzählungen. —

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Von Klein-Armenien.

Nach der gegebenen kurzen Nachricht der Reisen unserer Venezianer im Allgemeinen, erfolgt nun die Beschreibung einzelner Länder, Völker und Sachen aus dem Journale des Marco. — „Klein-Armenien — beginnt derselbe, — ist das erste Land, welches wir betraten. Dasselbe wird mit vieler Gerechtigkeit und Sparsamkeit regiert. Dieses Königreich hat mehrere Städte, Flecken und Dörfer. Der Boden ist fruchtbar, und es fehlt da nichts, was zum menschlichen Leben erfordert wird. Die Wälder sind mit Thieren und Vögeln reichlich bevölkert, die Luft ist rein und scharf. Vormals waren dessen Einwohner gute Krieger,

jetzt aber sind sie in Weichlichkeit versunken und nur der Trunkenheit und dem Luxus ergeben. In diesem Reiche befindet sich eine Seestadt, Namens Glazia (al Ajassa) welche einen guten Hafen hat. Denselben besuchen von Zeit zu Zeit die Kaufleute aller Nazionen, unter andern der Venezianer und Januaner. Diese Stadt ist eine Niederlage verschiedener kostbarer Waaren und aller Reichthümer des Orients, besonders der Räucherwaaren aller Art; und man hat sie gleichsam als das Thor des Morgenlandes zu betrachten.

Zweites Kapitel.

Von Turcomanien.

Turcomanien ist eine, von zusammengelaufenen Volke, bevölkerte Provinz: denn in ihr wohnen unter einander Turcomanen, Griechen und Armenier. Die Turcomanen haben eine besondere Sprache, und bekennen die verabscheuungswerthe Lehre Mahomeds; sie sind unwissend, roh und leben größtentheils auf dem Lande, bald auf Gebürgen, bald in Thälern, in welchen es Viehweiden giebt, denn ihr größter Reichthum besteht in zahlreichen Heerden von Stuten, und Schweinen; dabei haben sie

Maulesel, welche sehr vorzüglich sind. Auch die unter ihnen wohnenden Griechen und Armenier besitzen Städte und Dörfer, und betreiben Seidenmanufacturen. Die vorzüglichste ihrer Städte sind Gomo, Cäsarea (Cassorie) und Sebastia, in welcher letztern der gebenedeiete Basilius den Märtyrertod für den christlichen Glauben erlitten hat. Diese Völker stehen unter dem großen Tatarchan.

Drittes Kapitel.

Von Groß-Armenien.

Groß-Armenien ist das beträchtlichste aller Länder, welche dem Tatarchane Tribut zahlen; es ist mit Städten und Dörfern gleichsam besäet. Die Hauptstadt heißt Arzinga, wo man ganz vortrefflichen Buchiramus verfertigt. Sie ist auch mit mehrern Brunnen versehen, deren Wasser man sich zum Baden und zur Heilung mehrerer Krankheiten bedient. Die vornehmsten Städte außer Arzinga, sind Argyron und Darzirim. Während des Sommers begeben sich mehrere Tataren auf ihre Landgüter um daselbst Nutzen und Vergnügen aus den grünenden Weiden zu ziehen. Schnee und Ueberschwemmungen nöthigen sie aber, solche den Winter hindurch zu verlassen. Auf den hohen

Gebirgen dieser Provinz war es, wo Noahs Arche nach der Verströmung der Gewässer, stehen blieb. Sie wird gegen Morgen von dem Lande der Zorzaniner begränzt; gegen Mitternacht findet man eine starke Quelle, aus welcher eine Art von Likör, dem Oehle ähnlich, hervorströmt. Man kann dasselbe nicht verspeisen; allein desto geschickter ist es zum Verbrennen und zu manchem andern Gebrauche. Es kommen von Zeit zu Zeit benachbarte Völker hieher und versehen sich in solcher Menge damit, daß sie ganze Schiffe damit anfüllen. Demungeachtet kann der Quell durch diesen Abgang niemals erschöpft werden.

Viertes Kapitel.

Von der Provinz Zorzanien.

Auch diese Provinz ist dem großen Chane tributbar und erkennt ihn für ihr Oberhaupt. Die Zorzaniner sind schöne Leute, gute Krieger und sehr geschickte Bogenschützen; sie bekennen sich zur griechischen Kirche. Sie tragen abgeschnittene Haare, gleich den orientalischen Geistlichen. Diese Provinz ist schwer anzugreifen, besonders von der östlichen Seite; denn hier ist sie voll von engen Pässen, wird auf der einen Seite von der See, und auf der andern von Ge-

birgen begränzt. Diesen Weg zwischen dem Meer und den Gebirgen, welcher 4 französische Meilen dauert, muß man erst zurück gelegt haben, ehe man in das Land selbst eindringen kann; und aus diesem Grunde kann durch eine Hand voll Leute der größten Armee das Eindringen erschwert werden. Die Einwohner haben mehrere Städte und Schlösser. Ihr größter Reichthum entspringt ihnen aus der Kultur der Seide, aus der sie reiche Stoffe zu weben wissen. Einige unter ihnen beschäftigen sich auch mit mechanischen Arbeiten, andere mit der Handlung. Der Boden ist ziemlich fruchtbar. Sie erzählen von ihrem Lande eine bewundernswerthe Sache; sie sagen nemlich, daß sich in ihm ein großer See befinde, welcher sein Wasser durch die Bergströme der Nachbarschaft erhalte und den Nahmen Chelucelam habe. Dieser See habe einen Umfang von 600 (franz.) Meilen; er sey blos von der Fasten an bis zum heiligen Sonnabend fischreich. Er ist 12 (franz.) Meilen von jedem andern Gewässer entfernt. Doch sollen der Euphrat und andere Flüsse, nach der Meinung einiger, ihm ihr Wasser geben.

Fünftes Kapitel.

Vom Königreiche Mosul.

Oestlicher liegt das Königreich Mosul; es stößt zum Theil an Klein-Armenien. Araber, dem mahomedanischen Glauben zugethan, bewohnen es. Doch findet man in demselben auch viele Christen, die sich in Nestorianer und Jakobiten theilen; sie haben einen Groß-Patriarchen, den sie Jacolich nennen. In diesem Lande webt man vortreffliche Stoffe aus Gold und Seide. Uebrigens findet man in den Gebirgen dieses Königreichs gewisse Menschen, die Cardis heißen und berüchtigte Räuber sind. Ein Theil derselben besteht aus Nestorianern, der andere aus Jakobiten, und der dritte aus Mahomedanern.

Sechstes Kapitel.

Von der Stadt Baldachi.

In dieser Gegend findet man eine beträchtliche Stadt, welche die Einwohner Baldachi nennen; in der heiligen Schrift aber führt sie den Namen Susis. Sie ist die Residenz des großen Prälaten der Saracenen, oder in ihrer Sprache zu reden, ihres Kalifen. Man findet in dem

dortigen ganzen Himmelsstriche keine so schöne Stadt, als sie. Sie hat Manufacturen, welche die schönsten und mannichfaltigsten Stoffe aus Gold und Seide liefern. Im Jahr 1250 wurde diese Stadt von Alau, Chan der Tatarn, belagert und mit hartnäckigem Widerstande eingenommen. Sie hatte damals mehr als 100,000 streitbare Männer; allein Alau's Armee war noch zahlreicher. Der Kalife, welcher damals Besitzer der Stadt war, hatte einen ganzen Thurm mit Gold und Silber, Edelsteinen und Kostbarkeiten anderer Art angefüllt; aber anstatt sich dieser Schätze zu bedienen, und sie unter seine Soldaten zu vertheilen, wurde er lieber, nebst der ganzen Stadt, das Opfer seines Geizes. Denn Alau lies ihn, nachdem er Meister der Stadt geworden war, in den nämlichen Thurm sperren, und befahl, ihm dort weder Speise noch Trank zu reichen. Er sagte ihm dabei: „wenn du diesen Schatz nicht mit so vielem Geize aufbewahret hättest, so würdest du mit ihm dich und die Stadt gerettet haben. Jetzt kannst du denn ihn genießen nach Herzenslust; er mag dich tränken und speisen, denn er war dir ja dein Alles!" — Ohne Erbarmen mußte also der Unglückliche mitten in seinem Reichthume den Hungertod sterben. — Die Stadt wird von einem großen Flusse durchschnitten, welcher in den indischen Ozean sich ergießt. Nur 18 (franz.) Meilen von der Mündung derselben ist die Stadt erbaut, so daß man mit vieler Leichtigkeit alle Waaren Indiens dahin bringen und

dort in Menge haben kann. Bei der Stadt Chise entspringt dieser Fluß. Zwischen dieser letztern Stadt und Baldachi liegt die Stadt Bascia, welche mit Palmbaumwäldern umgeben ist, und der Handlung eine Menge Datteln liefert.

Siebentes Kapitel.

Von der Stadt Taurisium.

Ferner liegt auch die so berühmte Stadt Taurisium in dieser Gegend. Diese ist vorzüglich deshalb berühmt, weil sie eine Niederlage vieler Waaren ist. Insbesondere kann sie als ein Markt für schöne Perlen, Gold- und Seiden-Stoff, und andere kostbare Artikel angesehen werden. Und da diese Stadt die vortheilhafteste Lage von der Welt zum Handel hat, so wird sie von Kaufleuten aus allen Erdtheilen besucht, besonders aber aus Indien; von Baldach, von Mosul und von Cremesor. Auch aus dem Abendlande sieht man welche daselbst, weil da viel zu gewinnen ist, und die Kaufleute sich schnell bereichern können. Die Einwohner sind Mahomedanischer Religion; doch giebt es unter ihnen auch Nestorianer und Jacobiten. Die Stadt ist von lachenden Gärten, voll der lieblichsten Früchte, umgeben. —

Achtes Kapitel.

Versetzung eines Berges.

In diesem Lande, und zwar nicht fern von Taurisium, findet man einen Berg, der einstmals durch ein göttliches Wunder von seinem Platze verrückt wurde. Die Sarazenen versuchten nämlich damals das Evangelium verächtlich und lächerlich zu machen. „Ihr wißt, sprachen sie, daß es in dem Evangelio heißt: „Wär' euer Glaube nur so groß, wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Berge] sagen: Begieb dich weg von hier, und es würde geschehen, und ihr würdet's glauben." — Habt ihr nun einen wahren Glauben, so sprecht, daß dieser Berg sich von seinem Platze bewege." — Die armen Christen konnten auf keine schlimmere Probe gesetzt werden; denn vermochten sie nicht, daß der Berg sich bewegte, so sahen sie sich gezwungen, Mahomedaner zu werden. Wollten sie sich aber weder zu dem einem, noch zu dem andern bequemen, so war ihnen nichts gewisser, als der Tod. In dieser ängstlichen Lage erhob sich einer der eifrigsten Anhänger des christlichen Glaubens, ermahnte seine Gefährten zum Vertrauen auf Gott, betete mit Inbrunst und befahl dann dem Berge, sich zu bewegen. Und siehe, der Berg bewegte sich alsbald zum unaussprechlichen Erstaunen der Ungläubigen, die bei diesem Anblicke sich zum Theil bekehrten und zum christlichen Glauben übergingen. —

Neuntes Kapitel.

Von Persien.

Persien ist eine große und weitläuftige Provinz, welche ehemals sehr berühmt und wichtig war; seitdem sie aber unter der Herrschaft der Tatarn sich befindet, hat sie viel von ihrem Glanze verlohren. Sie ist bei alledem sehr groß, und enthält nicht weniger, als acht Königreiche. Die Namen derselben sind: Chasum, Churdistam, Cor, Cielstam, Jastanich, Zerazi, Socham und Timochaim, welches letztere die Gränze ausmacht. In Persien findet man schöne und große Pferde, welche man zuweilen mit 200 Livres tournois, fürs Stück bezahlt. Die Kaufleute führen sie nach Chisi und Cremosa, welche an der Küste des Meers liegen, und von wo aus sie dann nach Indien transportirt werden. Auch sehr schöne Esel giebt es in Persien, welche man mit 30 Marken und darüber bezahlt; allein die Einwohner dieses Landes sind böse; sie sind zänkisch, räuberisch, meuchelmörderisch und bekennen sich zur Fahne Mahomeds. Wenn die Kaufleute nicht in ganzen Karavanen reisen, so fallen sie hier und da unter den Händen dieser Bösewichter. In den Städten giebt es inzwischen sehr geschickte Künstler, welche die schönsten Sachen aus Gold, Seide und Federn liefern. Das Land ist gesegnet an Grütze, Korn, Gerste, Hirsen und andern Getraidearten, auch hat es Obst und Wein.

Zehntes Kapitel.

Von der Stadt Jasdi.

Jasdi ist eine große Stadt in demselben Lande, und ein wichtiger Manufacturort. Es leben in ihr besonders geschickte Künstler, welche seidene Zeuge liefern. Auch sie sind Mahomedaner. Ueber Jasdi hinaus findet man in einer Strecke von 7 (franz.) Meilen, bis zur Stadt Crermam, keine menschliche Wohnung. Die Gegend ist voller Auen und Gesträuche und vorzüglich zur Jagd geschickte große wilde Esel giebt es daselbst in außerordentlicher Menge.

Eilftes Kapitel.

Von der Stadt Crermam.

Crermam ist eine der berühmtesten Städte; man findet in ihr viele edle Steine, welche gewöhnlich unter dem Namen Turkisse (Turquoises) bekannt sind. Auch Stahl- und Audanic-Minen giebt es hier. Ferner richtet man daselbst die vortreflichsten Falken ab, deren Flug, obschon sie nicht die Größe der übrigen haben, außerordentlich schnell ist. Crermam ist der Sitz von Fabriken, welche eine Menge Steigbügel, Sporen, Sattel, Degen, Bogen, Köcher und

andere ähnliche Dinge, in morgenländischem Geschmacke, liefern. Das weibliche Geschlecht ist mit dem Sticken beschäftigt, und liefert auch sehr schöne Zwilliche und Kopfkissenzeuge. — Von Erermam aus kommt man durch eine große Ebene; ist man sieben Tage lang in ihr gereißt, so gelangt man an einen Abhang, der jedoch so unmerklich ist, daß der Reisende zwei Tage lang immer tiefer geht, ohne es recht gewahr zu werden. Diese Ebene ist voll von Rebhünern, so wie von Schlössern und Dörfern, und in der abhängenden Gegend befinden sich eine Menge der schönsten Obstbäume; doch, außer den Schäferhütten, sieht man hier keine menschliche Wohnung. Des Winters ist's äusserst kalt in dieser Gegend.

Zwölftes Kapitel.

Von der Stadt Camandu, und dem Lande Reobarle.

Hierauf betritt man eine zweite Ebene von großem Umfange, in welcher die Stadt Camandu liegt. Sonst war sie groß; die Tatarn aber haben sie zerstört. Das Land hat indes davon den Namen behalten, in ihm findet man Datteln im Ueberflusse; Pistazien, Paradies-Aepfel und mehrere andere verschiedene Früchte, welche in Europa nicht einheimisch sind. Auch gewisse Vögel, welche man

Sincolinen (Fancolinen) nennt, sind Bewohner der Provinz. Sie haben ein weiß und schwarz melirtes Gefieder, rothe Füße und rothen Schnabel. Es giebt daselbst auch sehr große Ochsen; sie sind fast durchgängig weißer Farbe; haben kurze und nicht spitzige Hörner und, gleich den Kameelen, einen Buckel auf dem Rücken, welcher sie zum Tragen der schwersten Lasten sehr geschickt machen soll. So wie die Kameele, knieen sie beim Belasten nieder, und dann stehen sie von selbst wieder auf. Schon frühe richtet man sie hierzu mit allem Fleiße ab. Die Widder in diesem Lande sind nicht kleiner als Esel; sie haben Schwänze von einer besondern Schweere und Länge; denn diese wiegen oft bis an 30 Pfunde. Sie sind schön, fett und von einem guten Geschmacke. In der Provinz giebt es noch mehrere Städte und Dörfer; doch sind die Mauern der ersten nur von Erde; sie haben eine schlechte Bauart, sollen aber dennoch ziemlich fest seyn. In dem Lande streifen nämlich gewisse Räuber herum, welche man Caraous nennt, und welche einen König haben. Diese Räuber treiben ihr Handwerk vermittelst gewisser Zauberkünste; denn wenn sie auf ihren Raub ausgehen wollen, so machen sie, daß der Tag sich in Dunkelheit verwandelt. Auf diese Art ist es denn unmöglich, sie zu entdecken und sich folglich vor ihnen in Acht zu nehmen. Auch machen sie, daß diese Dunkelheit zuweilen sechs bis sieben Tage dauert. Zu diesen Zeitpuncten nun durchstreifen sie das Land in einer Zahl, welche

zuweilen auf 10 tausend steigen soll. Sie beziehen, gleich regulirten Truppen, ein Lager, und wenn sie zerstreut worden sind, so nehmen sie alles, was ihnen aufstößt, Vieh und Menschen; sie verkaufen die jungen Leute, und die Alten tödten sie. Ich, Marco Paolo, der dieses schreibt, — ich bin einst auch beinahe in die Hände dieser Bösewichter gefallen; dies geschah aber in der Nähe eines Schlosses, Nahmens Canosalim; ich war also so glücklich, mich dahin zu retten; aber einige meines Gefolges fielen in diese höllische Schlinge, und wurden theils verkauft, theils getödtet.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Landschaft Formosa, und der Stadt Cormos.

Diese Ebene, deren wir so eben gedacht haben, hat gegen Mittag eine Ausdehnung von etwa 5 (fr.) Meilen. Am Ende derselben führt ein Weg immer abwärts zu, und dieser Weg ist voll von Räubern und Gefahren. Endlich gelangt man in schöne Gefilde, welche an 2 (fr.) Meilen lang in die Ferne sich erstrecken. Diese reizende Gegend wird Formosa genannt; sie ist reich an Flüssen und an Palmbäumen. Sie wird von einer Menge der verschiedensten Vögel bewohnt; am häufigsten findet man aber Papageien,

welche doch übrigens an der Meeresküste durchaus nicht gesehen werden. Von hieraus naht man denn dem Meere Ocean (Ozean), und auf der Küste desselben liegt die Stadt Cormosa. Sie hat einen guten Hafen, in welchem viele Kaufleute landen, welche aus Indien die verschiedensten Waaren, besonders Räucherwaaren, Perlen, Edelsteine, Gold- und Seiden-Stoffe und Elephantenzähne hieher bringen. Sie ist die Hauptstadt, denn unter ihr stehen mehrere andere Schlösser und Städte. Die Gegend ist heiß und ungesund. Wenn ein fremder Kaufmann in diesem Lande mit Tode abgeht, so confiszirt man sein ganzes Habe zum Vortheile des Königs. — Man macht hier Dattelwein, welcher, so wie der aus andern Früchten bereitete Wein, sehr gut ist. Inzwischen verursacht das Trinken desselben demjenigen, welcher ihn nicht gewohnt ist, Durchlauf; den daran gewohnten aber soll er gewöhnlich fett machen. Die Landeseinwohner essen weder Brod noch Fleisch. Datteln, eingesalzene Fische und Zwiebelgewächse machen ihre Speise aus. Sie haben auch Schiffe; doch sind dieselben eben nicht sicher; denn man befestigt sie blos mit hölzernen Nägeln und mit Seilen, welche man aus der Schaale gewisser indischer Bäume macht. Dieses Bast wird fast auf dieselbe Art zugerichtet, wie der Flachs. Man macht daraus Bindfaden, und aus diesem sehr starke Seile, welche der Nässe und dem Wetter widerstehen; sie haben das Besondere, daß sie im Wasser niemals faulen oder verderben. Diese Schiffe

sind mit nur einem Maste versehen; sie haben nur ein Segel, ein einziges Steuer, und nicht mehr als eine Bedeckung. Sie sind nicht mit Pech kalfatert, sondern blos mit Fischlaich. Auf der Reise nach Indien, wo Pferde und verschiedene andere Dinge diese Fahrzeuge belasten, da gehen immer mehrere derselben in Gesellschaft. Denn das Meer ist da sehr stürmisch, und diese Fahrzeuge sind nicht durch Eisen befestigt. Die Bewohner dieser Gegend sind schwarz, und mahomedanischer Religion. Im Sommer, wo die Hitze kaum zu ertragen ist, da verlassen sie die Städte, und beziehen außer den Mauern derselben mit Viehweiden und frischem Wasser versehene Orte. Hier bergen sie sich vor den Strahlen der Sonne. Zuweilen weht hier auch ein heftiger und heißer Wind, nachdem er zuvor über brennende Sandebenen gestrichen hat; und da müssen die Einwohner sich auf die entgegengesetzte Seite flüchten, wenn sie den Schrecknissen desselben nicht unterliegen wollen. Sobald als man aber die Nähe dieser Winde ahnet, so retten die Einwohner sich an wasserreiche Orte, und bergen sich da in dem Gewässer, und nur auf diese Weise entgehen sie den Verheerungen dieser Geisel. In derselben Provinz besäet man die Felder auch nicht eher als im November, und ärntet zu Anfange des Märzes ein; in dieser Zeit müssen überhaupt alle Früchte eingesammelt werden. Denn kaum, daß der Märzmonat zu Ende geht, so vertrocknen

die grünen Blätter der Bäume und Pflanzen an der Gluth der Sonne, und den ganzen Sommer hindurch erblickt man nicht ein grünendes Gräschen außer an den Ufern der Flüsse. — In diesem Lande ist es Gebrauch, daß nach dem Tode eines Familienvaters die Wittbe, vier Jahre hindurch, ihn täglich einmal beweint. Die Verwandten und Nachbarn kommen auch in das Haus und weinen laut, um ihren Schmerz über einen solchen Verlust, auszudrücken.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Lande zwischen Cremos und Crerman.

Wir müssen Indien verlassen, um auch von andern Ländern sprechen zu können. Ich gehe deshalb nach Crerman zurück, und werde nun in der gehörigen Ordnung von allen Provinzen reden, welche ich durchwandert bin. Wenn man also Cremos verläßt, und nach Crerman zu geht, so durchwandert man eine schöne und große Ebene, welche an allem, was zum menschlichen Leben erforderlich ist, einen Ueberfluß hat. Man baut in ihr besonders sehr viel Getraide. Die Einwohner haben auch Dattel- und Fruchtbäume anderer Art in großer Menge. Nicht weniger heilsame Bäder, zur Heilung der verschiedensten Krankheiten, werden hier angetroffen. —

Funfzehntes Kapitel.

Von dem Lande zwischen der letztern Stadt und Cobinam.

Zwischen Cerman und Cobinam ist der Weg sehr langweilig. Denn, wiewohl man ihn kaum in 7 Tagen zurücklegen kann, so stößt man doch nur selten auf eine kleine Quelle. Ueberdies ist das Wasser derselben salzig und bitter, und so grün von Farbe, als wenn es ein Kräuter-Extract wäre; und sobald man nur ein wenig davon trinkt, bekommt man auch sogleich den Durchlauf. Dasselbe findet statt, wenn man etwas von dem aus diesem Wasser bereiteten Salze genießt. Daher ist es nöthig, daß die Reisenden anderes Wasser mit sich führen, wenn sie nicht vor Durst umkommen wollen. Selbst die Thiere verabscheuen dieses Wasser, und wenn sie genöthigt sind, davon zu trinken, so haben sie mit den Menschen ein und dasselbe Schicksal. In dieser ganzen Wüste trifft man keine menschliche Wohnung an; selbst die Thiere meiden sie, wenn man die wilden Esel (Onagra's) davon ausnimmt; denn sie bietet auch diesen weder Nahrung noch Wasser dar.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Stadt Cobinam.

Cobinam ist eine große Stadt, in der man viel Eisen, Stahl und Audanic fabrizirt. Auch sehr große und außerordentlich schöne stählerne Spiegel werden hier verfertigt. Eben so bereitet man daselbst eine gute Augensalbe, welche etwas Schwammiges hat, und auf folgende Art gefertigt wird: Es giebt Bergwerke hier, aus denen man eine Art von Erde gräbt, die sodann in Oefen gedörrt wird. Die Ausdünstungen derselben sammeln sich in einer dazu angebrachten eisernen Destilirkolbe und koaguliren in derselben; das Gröbste der Erde nun, welches im Feuer übrig bleibt, wird Schwamm (Spodium) genannt. — Auch die Einwohner dieses Bezirks sind Anhänger Mahomeds.

Siebenzehntes Kapitel.

Vom Königreiche Timochaim, und dem Sonnenbaume, den die Franken nur den dürren Baum nennen.

Wenn man die Stadt Cobinam im Rücken hat, so kommt man auf eine andere sehr dürre Wüste, in welcher man acht Tage lang reisen muß, und wo man weder Bäume noch

Früchte erblickt. Das wenige Wasser, das man hier findet, ist sehr bittern Geschmacks, so daß selbst die Pferde nicht davon trinken mögen. Wollen die Reisenden also nicht verschmachten, so müssen sie süßes Wasser mit sich führen. Wenn man diese Wüste zurückgelegt hat, so kommt man in das Königreich Timochaim, welches voller Städte und Dörfer ist. Mitternächtlich wird dasselbe von Persien begränzt. In der Ebene desselben wächst eine sehr große Baumart, den man Sonnenbaum, oder, mit den Franken zu reden, den dürren Baum nennt. Er ist sehr dick, seine Blätter sind auf der einen Seite weiß, und grün auf der andern. Er trägt Früchte, die an Gestalt den Castanien gleichen, und die Farbe des Buchsbaums haben. Diese Ebene erstreckt sich auf mehrere Meilen weit, ohne daß man (außer diesem) einen einzigen Baum erblickt. Die Eingebohrnen sagen, hier habe Alexander der Große dem Darius eine Schlacht geliefert. Der ganze bewohnte Theil des Königreichs Timochaim aber ist fruchtbar, und hat Ueberfluß an mehrern Dingen. Die Luft ist gesund und temperirt. Die Männer sind schön; noch schöner die Weiber. Aber alle glauben sie an Mahomed. —

Achtzehntes Kapitel.

Von einem berüchtigten Tyrannen und seinen Mördern.

An die beschriebenen Provinzen stößt ein gewisser Bezirk, den man Mulete (Alamut) heißt, und in welchem ein sehr verachtungswürdiger Fürst regierte, den man unter dem Namen des Alten der Gebürge kennt. Ich habe von ihm vielerlei Dinge gehört, und da die Einwohner sie mir selbst erzählten, so halte ich solche für glaubwürdig und der Mittheilung nicht unwerth. Hier sind sie also: Dieser Fürst mit allen seinen Unterthanen verehrte den Mahomed, und beging ganz eigne Niederträchtigkeiten. Er versammelte gewisse Banditen, die man gewöhnlich Todtschläger hies, und durch diese elenden Rasenden lies er alle diejenigen tödten, deren Existenz ihm ein Anstos war. Auf diese Art brachte er oft die ganze Nachbarschaft in Furcht und Schrecken. Auf eine noch sonderbarere Art verstand er, seine Anhänger oder Würgengel sich zu erziehen. In der Umgegend hatte er ein sehr reizendes, in hohe Berge verborgenes Thal. Er lies dasselbe in einen bezaubernden Garten, reich an allen Früchten und Bäumen, verwandeln; die vortrefflichsten Palläste lies er darinnen errichten, und mit dem ausgesuchtesten Hausgeräth und den seltensten Gemälden wurden diese Gebäude ausgeziert. Genug, er vergas durchaus nichts, was zum sinnlichen Genusse des menschlichen

Lebens erforderlich ist. Da erblickte man ganze Bäche, in welchen köstliche Likóre, statt des Wassers rannen; und Wasser, Honig, Wein und Milch strömten von andern Seiten her. Da vernahm man die bezauberndsten Conzerte, da hielt man die wollüstigsten Tänze und Freudenspiele. Mit einem Worte, es fehlte an nichts, um diesen Ort für den schönsten der Erde zu halten. In dieser bezaubernden Region wurden junge Leute, die ihn niemals verlassen durften, unterhalten. Ihre Bestimmung war, sich unaufhörlich zu vergnügen, unaufhörlich zu genießen. Der Eingang in den Garten wurde durch ein Fort beschützt, so daß durchaus kein Ungeweihter denselben betreten konnte. Der Greis, dessen Nahme Alaodim war, unterhielt außer diesem Orte, gewisse junge, bis zur Verwegenheit muthige Leute, aus denen er die Werkzeuge seiner verabscheuungswürdigen Handlungen machte. Er lies sie in Mahomeds mörderischer Lehre unterrichten, welche ihren Anhängern sinnliche Genüsse nach diesem Leben verspricht. Und, um diese Menschen sich noch zuthätiger zu machen, lies er einigen einen gewissen Trank beibringen, der sie gleichsam rasend machte, und sie in einen Zauberschlaf wiegte. Während dieses Zustandes, der oft dem Tode ähnlich war, lies er sie in sein Paradies tragen; wie sie nun dort aus ihrer Sinnesberauschung zurückkehrten, so glaubten sie sich in dem Paradiese des Propheten selbst zu erblicken. Wie konnten sie auch anders? denn sie sahen sich ja aller menschlichen Sorgen überhoben und

genossen ein wahrhaft überirrdisches Leben! — Doch, kaum daß dieses Glück einige Tage gedauert hatte, so lies ihnen der alte schlaue Fuchs abermals eine eben so starke Dosis des Schlaftrunkes reichen und sie dann in ihrem Taumel aus dem eingebildeten Paradiese schaffen. Wenn sie nun erwachten, sich in dem wirklichen Leben sahen, und an die kurze überirrdische Glückseeligkeit sich erinnerten, dann fanden sie ihren Zustand ganz unerträglich; dann konnte man sie kaum trösten; denn sie hatten geglaubt, daß jene Periode eine Ewigkeit dauern werde. Deshalb waren sie ihres Daseyns überdrüssig und jede Gelegenheit, von demselben sich zu befreien, war ihnen erwünscht. Das war der Augenblick, den der Alte erwartet hatte. Er machte die Betrogenen glauben, daß er nichts weniger sei, als ein Prophet Gottes. „Hört mich an — rief er ihnen zu — und beruhigt euch! Wenn ihr bereit seyd, den Gefahren des Todes euch furchtlos Preis zu geben; wenn ihr alle meine Befehle treulich erfüllt, so verspreche ich euch, daß ihr bald genug und auf immer jene Freuden genießen werdet, von denen ihr schon einen Vorschmack erhieltet." — Auf diese Art betrachteten diese Elenden den Tod als ein wahres Gut, und sie waren bereit, alles zu unternehmen, was ihnen jene höhere Existenz verschaffen könne. Dieser Menschen nun bediente sich der Tyrann zur Ausführung seiner schändlichen Thaten; denn indem sie den Tod verachteten, verachteten sie auch das Leben, so daß es blos eines seiner Winke bedurfte, um ganze Ge-

genden zu verheeren, und den Einwohnern Entsetzen einzujagen. Um den Schrecknissen dieser Wüthenden zu entgehen, kamen mehrere benachbarte Völker und Fürsten, und unterwarfen sich dem Alten der Gebürge.

Neunzehntes Kapitel.

Tod dieses Tyrannen.

Im Jahr 1262 wurde endlich das Schloß des Alten der Gebürge vom Allau, dem Könige der Tatarn ernstlich belagert. Er hatte sich's fest vorgenommen, die Menschheit von einem solchen Ungeheuer zu befreien, und von seinen Staaten einen so gefährlichen Nachbar auf immer zu entfernen. Drei Jahre lang dauerte die Belagerung, und dann endigte sie sich mit Einnahme des Schlosses und mit Vernichtung aller Schuldigen, die es bewohnten. Denn der Mangel an Proviant nöthigte die Belagerten, sich endlich zu ergeben.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Stadt Sopurgam (Esferain) und von den Gränzen derselben.

Wenn man die genannte Landschaft verläßt, so kommt man in ein schönes Land, ausgestattet mit lieblichen Hügeln und Ebenen; mit guten Weideplätzen und vortrefflichen Früchten. Der Boden ist sehr fruchtbar und es mangelt dem Lande nichts, als das Wasser; denn man muß zuweilen 50 bis 60 (franz.) Meilen reißen, um welches zu finden; deshalb ist es nöthig, daß die Reisenden sich und ihr Vieh mit dem nöthigen Wasser vor dem Antritte ihrer Reise versehen. Und da es auch sehr heiß in dieser Zone ist, so muß man die Reise durch sie aufs möglichste beschleunigen. Dieses abgerechnet, findet man eine Menge von Städten und Dörfern; die Einwohner bekennen sich zu Anhängern des großen Propheten. Nachher gelangt man in eine Stadt, Namens Sopurgam; in dieser findet man an allem Ueberfluß, besonders aber schöne Melonen und Kürbisse; diese schneiden die Einwohner in Stückchen, trocknen sie, und verschicken solche alsdann in die benachbarten Orte, wo man sie außerordentlich schätzt, weil sie süß wie Honig sind. Das Land ist auch reich an Wildpret aller Art.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von der Stadt Balach (Balkh.)

Nachdem wir das genannte Land verließen, so gelangten wir zu der Stadt Balach. Diese war ehemals groß, berühmt und mit mehrern marmornen Pallästen geschmückt. Aber jetzt, nachdem die Tataren sie zerstört haben, ist sie unbedeutend. Die Einwohner erzählen, daß hier Alexander der Große sich mit einer Tochter des Darius verehlicht habe. Die Stadt wird mitternächtlich von Persien begränzt. Wenn man sie verläßt und zwischen Mittag und Mitternacht hinreißt, so findet man, zwei ganzer Tage lang, keine menschliche Wohnung; denn die Einwohner wurden durch die häufigen Räubereien daselbst genöthigt, sich in die Gebürge zu flüchten. Hier findet man hinlänglich Wasser, viel Wild und auch Löwen. Aber da auf diesem Wege nichts an Mundvorrath zu erhalten ist, so müssen die Reisenden im Voraus sich damit hinlänglich versehen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Taicam (Thalkan) und den Gränzen desselben.

Kaum, daß die zwei Tagereisen, von denen die Rede war, geendigt sind, erblickt man das Schloß Taicam. Es wird von einem, an Getraide fruchtbaren Boden, und einer sehr schönen Gegend umgeben. Gegen Mittag stößt man auf Salzgebürge, welche groß genug sind, um die ganze Welt mit Salz versehen zu können. Das Salz derselben ist so fest, daß man es vermittelst eiserner Werkzeuge brechen und aus dem Berge fördern muß. Nachdem wir vor diesen Bergen vorbei gegangen waren, und uns gegen Morgen und Mitternacht gewendet hatten, so kamen wir zu der Stadt Scassem (Al Schasch) und unterwegs trafen wir mehrere Dorfschaften. Alle Einwohner des Landes sind mahomedanisch; inzwischen trinken sie Wein; denn an Weinbergen ist ihr Land eben so reich als an Getraide und an allen andern Früchten. Ihr angelegentlichstes Geschäft besteht darin, die Weingläser und Weingefäße fleißig zu leeren. Ihr Wein ist auch wirklich gut gekocht, und schmeckt vortrefflich. Die Menschen aber sind sehr boshaft, dabei gute Jäger, weil ihr Land großen Ueberfluß an wilden Thieren hat. Männer und Weiber gehen mit bloßem Kopfe; nur die Männer binden um ihre Stirne sich ein kleines Band, etwa 10 Zoll lang; sie tragen Kleider aus Thier-

fellen gemacht; auch ihr Schuhwerk verfertigen sie sich aus denselben, denn außer ihnen kennen sie keine Kleidungsstücke.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Von der Stadt Scassem.

Scassem liegt in einer Ebene, und in der Nähe von einer Menge Bergschlösser. Ein großer Fluß theilt sie in zwei Theile. In der Umgegend findet man viele Stachelschweine, welche Menschen und Hunde verwunden, wenn sie sich ihrer bemächtigen wollen. Denn die Hunde, welche von den Jägern auf diese Thiere gehetzt werden, necken und reizen dieselben unaufhörlich und dergestalt, daß diese wilden Bestien mit aller Wuth auf Menschen und Hunde sich stürzen und beide mit ihren Stacheln verwunden. Dieses Volk hat seine besondere Sprache. Die Hirten bewohnen die Gebürge und haben nichts als Höhlen, in denen sie hausen. Nach einer Reise von 3 Tagen kommt man von hier aus in die Provinz Balascia (Balasagan.) Auf dem ganzen Wege ist keine menschliche Wohnung, und die Reisenden müssen mit Wasser und Nahrungsmitteln zuvor sich versehen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von der Provinz Balascia.

Es ist dieses eine große Provinz, deren Einwohner ihre eigene Sprache haben und Mahomedaner sind. Die Könige derselben halten sich für Nachkömmlinge Alexanders des Großen, und sind erblich. Man findet in dem Lande Edelsteine von großem Werthe, denen man den Namen der Provinz gegeben hat. (Balas-Rubine) Es ist bei Todesstrafe verboten, die Erde nach diesen Edelsteinen zu durchsuchen, und ohne Erlaubnis des Königs solche in andere Länder zu senden. Denn alle diese Steine sind ein Regal des Regenten. Er verschenkt sie, giebt sie als Tribut, oder handelt damit nach Belieben, und tauscht zuweilen Gold und Silber dafür ein. Diese Gegend bringt eine so große Menge solcher Steine hervor, daß die königlichen Einkünfte sich um ein Beträchtliches vermindern würden, wenn ihr Verkauf den Unterthanen erlaubt wäre. Auch dürften sie, bei einem zu großen Gemeinwerden, sehr leicht in ihrem Preise fallen. In einer andern Provinz findet man Lazursteine, aus denen der beste Azur (Lasur) in der ganzen Welt verfertigt wird. Man gewinnt ihn, fast wie das Eisen, in Bergwerken. Auch Silberminen hat die genannte Provinz. Es ist aber ein kaltes Land. Dasselbe ist auch geseegnet an schönen und guten Pferden; sie sind groß und laufen außerordentlich. Ihr Huf ist so hart, daß

man bei ihnen die Hufeisen ersparen kann; und doch laufen sie durch kiesichte und felsichte Gegenden. Man hat daselbst Ueberfluß an allen Arten von Wild; auch Reiherfalken (Herodiens) und gute Falken anderer Art. Die Felder geben vortreffliches Korn, schönen Waizen und Spelz. Olivenbäume sind in Menge da; aber man bereitet Oel aus Sesam und Nüssen. Die Einwohner fürchten sich nicht vor den Einbrüchen der benachbarten Völker, weil die Eingänge in ihre Provinz sehr enge und leicht zu vertheidigen sind. Kunst und Natur haben sich verbunden, um ihre Städte und Forts zu befestigen. Sie haben gute Bogenschützen und vortreffliche Jäger unter sich. Ihre Kleidung besteht größtentheils aus Pferdehaaren-Geweben; denn die leinenen und wollenen Zeuge kommen ihnen zu hoch zu stehen. Das Frauenzimmer vom Stande kleidet sich inzwischen manchmal in Leinen und in Seide.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von der Provinz Bascia (Basch.)

Zehn Tagereisen von Balascia liegt die Provinz Bascia. Sie hat ein sehr brennendes Clima, und deshalb sind die Einwohner schwarz. Man hält sie für listig und boshaft. Sie tragen goldne und silberne Ohrgehänge; nicht weniger

schmücken sie sich mit Perlen. Ihre Nahrung besteht in Reis und Fleische. Sie sind Götzendiener; legen sich auf Zauberkünste und beten Dämonen an.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von der Provinz Chesimur (Chasmire.)

Diese Provinz ist sieben Tagereisen von der vorigen entfernt. Die Einwohner derselben haben eine besondere Sprache; sie sind Götzenanbeter und vertrauen den Orakeln der Dämonen. Vermittelst ihrer Zauberkünste und Beschwörungen bringen sie Verfinsterungen des Aethers und Ungewitter hervor. Weil das hiesige Clima temperirt ist, so sind sie nur schwarzbraun. Reis und Fleisch machen ihre Nahrung aus. Demungeachtet sind sie ziemlich mager. Die Provinz ist voll von Städten und Dorfschaften; und ihr König ist keinem andern tributbar, denn seine Staaten sind ringsum von Wüsten umgeben, welche sie unbezwingbar machen. Man findet hier gewisse Einsiedler, welche in den Gebürgen und Zellen den Idolen dienen. Ihr Gottesdienst besteht in großen Entsagungen. Deshalb erweißt man ihnen viel Ehre und hütet sich, ihnen etwas zu Leide zu thun, oder ihre Gebote zu übertreten. Bei dem Pöbel stehen diese Einsiedler besonders in große Achtung.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von der Provinz Vocam (Vakhan) und den benachbarten hohen Gebürgen.

Wir würden nun nach Indien kommen, wenn ich meinen erstern Weg verfolgen wollte. Allein da ich die Beschreibung hiervon für das letzte Buch aufbewahren will, so wähle ich einen andern Pfad und kehre nach Balascia zurück, indem ich zwischen Norden und Süden hinreise. Hier gelangt man, nach zwei Tagen, zu einem gewissen Flusse, an dessen Ufern sich mehrere Schlösser und Landhäuser befinden. Die Einwohner dieser Gefilde sind gute Menschen und tapfre Krieger; aber dem mahemodanischen Gesetze unterthan. — Zwei Tagreisen weiter kommt man in die Provinz Vocam. Diese ist dem Könige von Balascia unterworfen, und hat drei Tagereisen in der Länge und Breite. Ihre Einwohner haben eine besondere Sprache, und auch sie sind Mahomedaner. Man achtet sie für gute Krieger und für vortreffliche Jäger, denn ihr Land ist voll von wilden Thieren. Will man gegen Morgen reisen, so muß man drei Tage lang aufwärts steigen, bis man die Spitze eines Berges, der ohne Zweifel der höchste in der ganzen Welt ist, erreicht hat. Zwischen zwei Bergen dehnt sich vor dem Blicke eine angenehme Ebene aus; ein großer Fluß durchschleicht dieselbe; die schönsten Auen grünen an dessen Ufern und das magerste Vieh wird auf diesen Weiden in nicht mehr als 10 Tagen

vollkommen fett. Auch viele wilde Thiere erblickt man hier; vorzüglich wilde Widder von einer außerordentlichen Größe. Sie sind mit sehr langen Hörnern versehen, aus denen man verschiedene Gattungen von Gefäßen macht. Diese Ebene ist zwölf Tagereisen groß und heißt Pamer (Brodland.) Kommt man aber weiter, so stößt man auf eine menschenleere Wüste; die Reisenden müssen sich daher mit Proviant versehen, ehe sie den Weg durch sie antreten. In dieser Gegend erblickt man wegen der außerordentlichen Kälte keine Vögel; diese Kälte rührt von ihrer sehr hohen Lage her. Auch Thiere anderer Art finden hier keine Weide. Von hier aus führt der Weg nordostwärts immerwährend über Hügel und Thäler, in denen man öfters auf Flüsse stößt, wo es aber weder Wohnungen noch Weiden giebt. Diese Gegend heißt Belor; es regiert hier ein immerwährender Winter. Die Reise hindurch dauert 40 Tage, und auf diese ganze Zeit muß man mit Lebensmitteln sich zuvor versehen haben. Auf den höchsten Bergen ragen hier und da menschliche Wohnungen hervor, aber die Menschen, die darin hausen, sind grausam, wild und abgöttisch. Sie leben von der Jagd und kleiden sich in Thierfelle.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von der Provinz Cassar (Kaschgar.)

Nun kommt man zu der Provinz Cassar, die dem großen Chane tributbar ist. In ihr findet der Reisende Weinberge, Obstgärten, Fruchtbäume, Maulbeerbäume und alle Arten von Hülsenfrüchten und Gewächsen. Die Einwohner haben ihre eigene Sprache; sie sind gute Kaufleute und geschickte Künstler. Sie durchziehen eine Provinz nach der andern, um sich zu bereichern; denn nichts geht über ihre Sucht nach Reichthümern, und über ihren Geiz, mit dem sie über das Erworbene wachen. Auch sie sind Jünger Mahomeds, obschon es einige nestorianische Christen unter ihnen giebt, welche auch ihre eigenen Kirchen haben. Die Größe des Landes kann etwa fünf Tagereisen betragen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von der Stadt Samarcham (Samarkand.)

Samarcham ist eine große und für diese Gegenden sehr wichtige Stadt. Sie zahlt dem Neffen des großen Tatarchans ihren Tribut. Ihre Einwohner bestehen zum Theil aus Christen, zum Theil aus Sarazenen, oder Türken. Zu meiner Zeit trug sich daselbst ein großes Wunder, ver-

möge der göttlichen Allmacht, zu. Cigatai, der Bruder des großen Chans, der eben in der Stadt commandirte, lies sich auf Zureden der Christen, taufen. Diese, voll von Freude und unterstützt von der Gunst dieses Befehlshabers, ließen in der Stadt eine große Kirche erbauen, die sie Johann dem Täufer widmeten. Die Künstler, denen der Bau anvertraut war, führten ihn mit solcher Geschicklichkeit aus, daß das ganze Gebäude auf einer einzigen, in dessen Mitte stehenden Säule, ruhte. Zum Grunde der Säule wurde unter andern ein Stein genommen, welcher den Sarazenen gehörte, die es ungern geschehen ließen, aber es doch nicht wagten, deshalb an den christlichgesinnten Gouverneur sich zu wenden. Einige Zeit nachher gieng der letztere mit Tode ab. Sein Sohn folgte ihm in der Regierung, nicht aber in der Denkungsart. Die Mahomedaner versäumten keine Zeit, sich an ihn zu wenden, und ihn zu ersuchen, die Christen anzuhalten, daß sie den ihnen zugehörigen Stein unter der Säule sogleich hervor ziehen möchten. Die Christen boten für den Stein eine erstaunliche Summe; aber die Ungläubigen wiesen diese zurück und bestanden auf dem Steine selbst. Sie thaten dieses aus Schadenfreude, und sie hoften, daß durch Wegnahme des Steins der Tempel über einander stürzen möchte. Die armen Christen sahen wohl, daß da weiter keine Ausflüchte statt finden würden; sie wandten sich also bittend zu Gott und zu dem heiligen Johann dem Täufer, in einer so großen

Gefahr sich ihrer anzunehmen. Und siehe, ihr Gebet war nicht ohne Wirkung, denn da man die Steine unter der Säule herausnahm, so geschah keineswegs, was die Mahomedaner erwarteten; sondern die Kirche blieb ungeachtet eines' 3 Zoll hohen Raumes zwischen der Erde und der Säule, in ihrem vorigen Stande. Ein Wunderwerk, das noch zur Stunde zu sehen ist. —

Dreißigstes Kapitel.

Von der Provinz Carcham (Urkand.)

Nachdem wir Samarkand verlassen hatten, so kamen wir in die Provinz Carcham, die etwa fünf Tagereisen von jener entfernt seyn mag. Carcham ist reich an allem, was zum menschlichen Leben erforderlich ist, und gehört dem Neffen des großen Chan's zu. Die Einwohner verehren den Mahomed; doch giebt es unter ihnen auch nestorianische Christen. —

Ein und dreißigstes Kapitel.

Von der Provinz Cotam.

Diese Provinz folgt auf die vorige und ist nordostwärts von derselben gelegen. Auch sie gehorcht dem Neffen des großen Chans, hat mehrere Städte und Dörfer, und Cotam zur Hauptstadt. Die Länge derselben kann etwa acht Tagereisen betragen; sie hat Ueberfluß an allen Lebensmitteln; besonders reich ist sie aber an Seide, und an guten Weinbergen. Die Einwohner sind nicht kriegerisch, aber dem Handel und den Künsten ergeben. Sie bekennen sich zur Lehre Mahomeds.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Von der Provinz Peim.

Gehet man auf demselben Striche weiter fort, so gelangt man zu der Landschaft Peim. Sie ist dem großen Chane unterworfen und angefüllt von Städten und Dörfern. Die Hauptstadt führt den Namen der Provinz; sie liegt an den Ufern eines Flusses, wo man Edelsteine, besonders Jaspis und Chalcedone findet. Die Einwohner verehren den Mahomed, und sind der Handlung und den Künsten außerordentlich zugethan. Sie bauen Seide im Ueberflusse, und

haben alle Lebensbedürfnisse. Es findet hier eine sonderbare Gewohnheit statt. Wenn nämlich ein verheuratheter Mann verreißt, und über zwanzig Tage von seiner Frau abwesend bleibt, so erhält diese das Recht, sich einen andern zum Manne wählen zu dürfen; und ihm ist es bei seiner Rückkehr, in diesem Falle, ebenfalls erlaubt, eine andere Frau zu nehmen.

Drei und dreißigstes Kapittl.

Von der Landschaft Ciartiam (Cartem.)

Bald hernach kommt man in die Provinz Ciartiam, die dem großen Chane zuständig ist, und viele Städte und Dörfer in sich enthält. Auch ihre Hauptstadt führt den Namen Ciartiam. An mehrern Orten findet man viele Edelsteine, am gewöhnlichsten Jaspisse und Chalcedone, die von den Kaufleuten nach Kathai geführt werden. Der Boden dieser Provinz ist sehr sandig, und voller bitterer Quellen, welche ihn unfruchtbar machen. Wenn eine fremde Armee diese Gegend durchzieht, so flüchten deren Einwohner, mit ihren Weibern, Kindern, Viehheerden und Hausgeräthschaften in ein benachbartes Land, wo sie frisches Wasser und gute Weiden finden, um da so lange bleiben zu können, bis der feindliche Durchzug beendigt ist. Ihre Flucht kann deshalb

von den Feinden nicht verhindert werden, weil die Winde ihre Fußstapfen durch die nahen Sandebenen sogleich wieder verwehen. Vor den Tataren aber, als ihren Freunden, fliehen sie nicht; sondern sie bringen blos ihr Vieh an einen andern Ort, weil dieses sonst dem ungeachtet verlohren gehen würde. Wenn man diese Provinz verläßt, so führt der Weg fünf Tage lang durch Sandwüsten, in denen, außer bitterm Wasser, man keine einzige Quelle antrift, bis man endlich die Stadt Lop erreicht hat. Es ist zu erinnern, daß alle die durchwanderten Provinzen, nämlich Cassar, Corcham, Cotam, Peim und Ciartiam, bis zur Stadt Lop, innerhalb der Gränzen Turkien's liegen.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Von der Stadt Lop und einer sehr großen Wüste.

Lop ist eine große Stadt, welche am Eingange in die große Wüste, gegen Nordosten, liegt, und deren Einwohner an die Lehren Mahomeds glauben. Hier müssen die Kaufleute, welche durch die Wüste wollen, sich mit den nöthigen Lebensmitteln versehen. Sie halten aus diesem Grunde daselbst sich einige Tage auf, welche Zeit sie zum

Ankaufe von Eseln oder Maulthieren für ihre Waarentransporte, verwenden. Trifft sichs, daß unterweges Mangel an Lebensmitteln eintritt, so pflegt man von diesen Thieren so viele zu tödten, als man höchstens entbehren kann, oder sie auch in der Wüste ihrem guten Schicksale zu überlassen. Die Kameele lassen sie aber am längsten leben, weil diese weniger fressen, und auch größere Lasten tragen. Zuweilen stoßen in diesen Wüsten den Reisenden bittere Quellen auf, öfter aber noch findet man süßes Wasser, so daß man während der dreißig Tage, die zum Durchreisen erforderlich sind, fast alltäglich frische findet. Doch zuweilen fließen diese Quellen so sparsam, daß auch die kleinste Caravane daran kaum zur Genüge hat. Diese Wüste ist sehr bergicht und voller Sand in der Ebene. Sie ist dermaßen unfruchtbar, daß keine menschliche Wohnung, nicht einmal die Spur von Thieren in ihr zu finden ist. Man erfährt hier aber zuweilen und besonders während der Nacht, die verschiedensten Täuschungen der bösen Geister. Wenn dies geschieht, so müssen die Reisenden außerordentlich auf ihrer Hut seyn, damit sie sich nicht von der Caravane trennen, oder wohl gar zurück bleiben. Denn nichts ist leichter, als daß sie in den vielen Bergen und Sandwolken sich verirren; und nichts gewöhnlicher, als daß sie die Dämonen mit nachahmenden Stimmen von Bekannten von einem Orte zum andern nach sich ziehen, und sie endlich ins Verderben führen. In der Luft vernimmt man zuweilen auch musikalische Instrumente,

die am östersten den Klang von Tambourin's haben. Genug der Weg durch diese Wüste ist den größten Gefahren ausgesetzt. —

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Von der Stadt Sachion (Schatschu.)

Nachdem man die große Wüste zurückgelegt hat, so gelangt man in die Stadt Sachion, die am Eingange in die große Provinz Tagut (Thangut) liegt. Ihre Einwohner sind Mahomedaner, die aber auch einige nestorianische Christen unter sich haben. Auch viele Götzendiener giebt es hier, welche ihre besondere Sprache reden. Die Einwohner dieser Stadt treiben keine Handlung, sondern leben von der Fruchtbarkeit ihrer Felder. Es sind hier mehrere, dem Götzendienste geweihte Tempel vorhanden; in diesen opfert man den Dämonen, vor welchen der gemeine Haufe große Ehrfurcht hat. Wird ihnen ein Sohn gebohren, so widmet man ihn irgend einem Götzen, und mästet zu Ehren desselben ein Jahr hindurch einen Widder. Ist das Jahr verflossen, so bringt man dem Götzen diesen Widder und den Knaben zugleich unter vielen Ceremonien und Ehrenbezeugungen. Dann wird der Widder gekocht und dem Götzen noch einmal auf einem Altar dargereicht, wo er bis

zur Beendigung der Gebete der Verwandten stehen bleibt. Diese Gebete betreffen das künftige Wohl des Kindes. — Diese Leute haben auch bei Sterbefällen die sonderbarsten Gebräuche. Die nächsten Anverwandten müssen dafür sorgen, daß der Körper des Entseelten sogleich verbrennt werde; nnd dieses geschieht auf folgende Weise: zuerst fragen sie bei den Astrologen an, welchen Tag der Körper dem Feuer zu übergeben sey; diese Betrüger unterrichteu sich alsbald von dem Monate, dem Tage und der Stunde der Geburt des Verstorbenen, und nachdem sie scheinbar die Sterne befragt haben, so bestimmen sie die Zeit des Verbrennens. Andere bewahren den Leichnam einige Tage; wieder andere sieben Tage und noch andere sogar einen Monath auf. Wenige nur behalten ihn bis zu sechs Monden in dem Hause; und in diesem Falle lassen sie ihn einen so dichtverschlossenen Sarg machen, daß durchaus der Todtengeruch nicht hindurch dringen kann. Sie balsamiren den Körper mit Spezereien; den Sarg bemahlen sie aufs schönste und tapeziren ihn inwendig mit den vortrefflichsten Stoffen. So lange, als der Leichnam im Hause ist, deckt man ihm täglich eine Tafel, besetzt sie mit Speisen und Getränken, und läßt solche so lange darauf stehen, als Zeit erforderlich ist, sich zu sättigen. Sie glauben, daß der Tode auch im Tode noch essen müsse. Will man nun den Leichnam fortschaffen, so werden die Sterndeuter abermals herbei gehohlt und befragt: zu welcher Thüre man denselben hinaustragen solle?

Fällt es nun den Astrologen ein, die einzige Thür des Hauses für untauglich zu halten, so macht man irgendwo ein Loch in die Mauer, und schiebt durch dieses den Sarg hinaus. Beim Heraustragen aus der Stadt erbaut man auf den Straßen, durch die der Leichnam kommt, hölzerne Gebäude, welche mit Gold- und Seiden-Stoffen bedeckt sind; sobald nun der Todte vorbeigetragen wird, so reichen sie ihm (oder vielmehr dem Gefolge) den köstlichsten Wein und die ausgesuchtesten Speisen; denn sie glauben fest, daß der Verstorbene davon etwas mit hinüber in jenes Leben nehme. Musik und Gesang gehen dem Zuge voraus, und wenn man an dem Orte, wo der Leichnam verbrannt werden soll, endlich anlangt, so mahlen die Begleiter desselben auf Papier die verschiedensten Figuren; besonders Männer, Weiber, Münzen ꝛc. und verbrennen dann diese Gemälde mit dem Leichname zugleich. Sie behaupten, in der andern Welt werde der Verstorbene alles in der Wirklichkeit erhalten, was sie ihm hier gemahlt zu Asche verbrennen. Diesem Aberglauben sind alle Heiden im Morgenlande ergeben, denn fast alle verbrennen die Körper der Verstorbenen.

Sechs und dreßigstes Kapitel.

Von der Provinz Camul (Hamil.)

Camul ist eine Landschaft, welche zu der großen Provinz Tanguth gehört; sie hat viele Städte und Dörfer, und erkennt den Kublai Chan für ihren Oberherrn. Camul gränzt an zwei Wüsten; nämlich an die große Wüste, von der wir bereits gesprochen haben, und noch an eine andere, die kleiner ist. Sie ist gesegnet an allem, was der Mensch sich nur wünschen kann. Ihre Einwohner reden eine besondere Sprache, und scheinen blos zu Vergnügungen geboren zu seyn. Sie sind Götzendiener und verehren die Dämonen. — Trift es, daß ein Fremder bei ihnen Quartier sucht, so empfängt der Hausvater ihn aufs freundlichste und befiehlt seinem Weibe und seiner Familie, für denselben die möglichste Sorgfalt zu tragen, ihm zu gehorchen, und ihn in dem Hause zu lassen, so lange es ihm darin gefällt; er selbst bezieht indes eine andere Wohnung und kehrt nicht früher zu den Seinigen zurück, bis der Fremdling sein Haus wieder verlassen hat. In der Zwischenzeit gehorcht die Hausfrau ihrem Gaste in allem, so, als wenn es ihr eigener Gatte wäre. Die Frauenzimmer sind in diesem Lande sehr schön. Demungeachtet lassen die Männer nicht ab von dieser Gewohnheit, denn sie sagen, es sey so der Wille der Götzen und diesem zu gehorchen, sey ihre vornehmste Pflicht. In den Zeiten, als Moguth (Mangu-Chan) die

Tatarn beherrschte, und von diesem sonderbaren Gebrauche der Einwohner Camul's Nachricht erhielt, da gebot er ihnen, diese verächtliche Gewohnheit abzuschaffen, und die Ehre ihrer Weiber höher schätzen zu lernen. Er befahl, daß sie für die Reisenden eigene Häuser erbauen lassen sollten, um sie in denselben gut zu empfangen und zu bewirthen. Die Männer zu Camul aber waren über diesen Befehl sehr traurig; sie schickten alsbald Abgesandte und reiche Geschenke an den Chan und ließen ihn inständig bitten, einen Befehl zurück zu nehmen, der ihnen so viel Trauer mache, und eine Gewohnheit nicht abzuschaffen, welche sie als ein heiliges Vermächtnis ihrer Vorfahren betrachteten, und welcher allein sie die starke Bevölkerung ihrer Stadt und die große Fruchtbarkeit ihrer Felder zuzuschreiben hätten. Der Fürst konnte nicht umhin, ihren Bitten nachzugeben. Doch sagte er ihnen zugleich, daß er für seine Person ihren Gebrauch aufs tiefste verabscheue, und sie selbst für die verächtlichsten Menschen halte. — Die Abgesanden waren indes froh, die Wiederrufung des verhaßten Befehls mit zurück zu bringen; voll Freudengeschrei's wurden sie empfangen und bis zur Stunde ist bei den Einwohnern von Camul dieser Gebrauch in seiner vollen Stärke.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Von der Provinz Chinchintalas.

Nach der Landschaft Camul folgt diese Provinz; sie wird gegen Norden von einer Wüste begränzt und ihre Länge mag wohl über 16 Tagereisen betragen. Sie steht unter der Herrschaft des Kublai-Chans, hat mehrere Städte und viele Schlösser. Die Einwohner theilen sich in drei Secten. Wenige sind Nestorianer, mehr Mahomedaner und die meisten Götzendiener. Hier giebt es Stahl- und Audanic-Bergwerke; auch Salamander (Asbest) wird gefunden und zu unverbrennlichen Geweben verarbeitet. Diese Gewebe werden auf folgende Art verfertigt: Man hat in den Gebürgen gewisse Erd-Minen, aus denen man eine Art von Fäden, die der Wolle ähnlich sind, gewinnt. Nachdem man solche an der Sonne getrocknet hat, so werden sie in einem kupfernen Mörser gestoßen, dann rein gewaschen, oder von den erdigten Theilen befreit; hierauf werden sie versponnen und endlich verwirkt. Sollen sie nun gebleicht werden, so legt man sie stundenlang ins Feuer, und sie sind weiß wie Schnee, wenn man sie wieder herausnimmt. Auf diese Art benimmt man diesen Zeugen auch jeden Mackel; denn aus dem Feuer kommen sie immer völlig schön und rein. Ich habe dieses alles von einem meiner Begleiter, Namens Curficer, aus der Provinz Turkien, in Erfahrung gebracht. Dieses war ein Mensch von vielen Talen-

ten, und bei den Minen, aus denen dieser Stoff gefördert wird, als Aufseher angestellt. Was die Schlange, die man Salamander nennt, anlangt, von der man sagt, daß sie im Feuer lebe, so habe ich von ihr im ganzen Orient nichts gehört. Zu Rom soll ein Salamandernes Tuch, in welchem das Schweistuch des Heilandes eingewikkelt ist, aufbewahrt werden, und ein tatarischer Fürst soll dem Pabste damit ein Geschenk gemacht haben.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Von der Provinz Suchur (Suck.)

Wenn man die vorige Landschaft hinter sich gelassen hat, so führt der Weg ostwärts durch eine wenig angebaute Gegend, etwa 10 Tagereisen weit, zur Provinz Suchur, die viele Städte und Dörfer hat, und deren Hauptstadt ebenfalls Suchur heißt. Der größte Theil ihrer Einwohner ist dem Götzendienste ergeben; nur wenige Christen halten da sich auf, und alles ist dem großen Tatar Chane unterthan. Man hat hier keine Handlung, sondern ein jeder lebt von dem Ertrage seiner Felder. In allen Gebürgen dieses Landes findet man Rhabarbar, und führt sie von hier in die verschiedensten Gegenden der Welt aus.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Von der Stadt Campition (Kantscheu.)

Dieses ist eine sehr große und berühmte Stadt, und zwar in der Landschaft Tanguth der Hauptort. Ihre Einwohner bekennen sich zum Theil zur christlichen Religion; zum Theil sind sie Mahomedaner, zum Theil endlich Götzendiener. Diese letztern besitzen mehrere Klöster, in denen sie ihre Abgötter verehren; Götter aus Erde, Holz und Thon, aber fein übergoldet. Darunter giebt es welche, die auf 10 Fuß hoch sind. Man hat auch kleinere, die auf Postamenten stehen. Diese Götzen haben ihre Verehrer und Priester, welche übrigens weit ordentlicher, als die übrigen Heiden, leben. Mehrere unter ihnen haben sich das Gelübde der Keuschheit auferlegt, und kommen genau den Gesetzen ihres Kultus nach. Sie berechnen ihre Zeit nach Monden-Jahren; so sind auch ihre Monathe und Wochen eingetheilt. In solchen Mondemonathen enthalten sie sich ganzer 14 Tage lang, aller Fleischspeise. Sie tödten in denselben weder Thiere noch Vögel. Ihre Lebensweise während dieser Periode ist die ordentlichste von der Welt. Es ist hier bei diesen Heiden eingeführt, daß ein jeder so viele Weiber nehmen kann, als er zu ernähren weiß; aber die erste allein ist die geachteste und sie nur gilt für die rechtmäßige. Der Ehemann erhält von den Weibern kein Heurathsgut; sie aber empfangen von ihm Vieh, Geld und Dienstleute,

mehr oder weniger von allem, nach den ökonomischen Umständen desselben. Wenn einem Manne seine Frau nicht mehr gefällt, so hat er das Recht, sie fortzuschicken. Sie heurathen ihre Verwandten und Blutsfreunde, oft selbst ihre Stiefmütter. Mit einem Worte, dieses Volk hält gar vieles für erlaubt, was bei uns für eine große Sünde angesehen wird. In vieler Hinsicht lebt es aber auch wie das Vieh, welches ich zu beobachten die beste Zeit hatte; denn in Gesellschaft meines Vaters und Grosvaters habe ich hier in Geschäften ein ganzes Jahr lang zugebracht.

Vierzigstes Kapitel.

Von Ezina (Eziva) und einer zweiten großen Wüste.

Von der Stadt Campition bis Ezina sind zwölf Tagereisen. Dieser letztere Ort wird gegen Mitternacht von einer großen Sandwüste begränzt. Man findet hier viele Kameele, auch Thiere anderer Art; nicht weniger Vögel von den verschiedensten Gattungen. Die Einwohner sind Heiden; schlechte Kaufleute, aber gute Ackerbauer. In dieser Stadt versehen die Reisenden sich mit Lebensmitteln, wenn sie durch die nahe große Wüste wollen; diese erfordert wenigstens 14 Tagereisen. Man findet in ihr kein grünes Gräschen, und noch weniger eine menschliche Niederlassung,

wenn man davon die Höhlen in den Bergen und Thälern ausnimmt, wo während des Sommers sich zuweilen einige Menschen aufhalten. An diesen Orten giebt es auch wilde Thiere; besonders viel wilde Esel leben hier. Alle die genannten Provinzen gehören übrigens zu Tanguth.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Von der Stadt Tarocoram.

Wenn man die ebenerwähnte große Sandwüste zurück gelegt hat, so nähert man sich gegen Norden der Stadt Tarocoram; hier ist es, wo die Tataren ihren Ursprung nahmen. Denn anfangs bewohnten sie blos die Fluren dieses Landes, ohne daß sie Städte oder Dörfer hatten. Sie wohnten da, wo es Viehweide gab, und wo sie Wasser für ihre Heerden fanden. Sie hatten weder Fürsten noch Oberhaupt; doch waren sie dem Könige Uncham, der unter dem Namen des großen Priesters Johann bekannt ist, tributbar. Indeß, da ihre Anzahl von Zeit zu Zeit größer wurde, da sie sich nun mächtiger fühlten, so fing Uncham an, für sie besorgt zu werden und ihre Empörung zu fürchten. Um ihre allzugroße Macht zu schwächen, so entschlos er sich, sie zu theilen, und zu ihrem Wohnplatze ihnen ganz verschie-

dene Länder anzuweisen. Doch die Tataren wollten diese Zerstückelung nicht; sie flüchteten daher insgesammt in eine der nördlichen Wüsteneien, und bemächtigten sich da eines großen Landstriches. Hier hielten sie sich für sicher genug, um ihren König nicht mehr fürchten zu dürfen, und ihm nun sogar den Tribut vorenthalten zu können.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Erster König der Tataren.

Einige Jahre nach ihrer Auswanderung erwählte die tatarische Nazion sich einen König aus ihrer Mitte. Die Wahl fiel auf einen weisen und erfahrnen Mann, Namens Cinchis. Ihm setzten sie, im Jahr 1187 der christlichen Aere die Krone auf. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, und versprach diesem Manne Gehorsam und Unterwürfigkeit. Er machte sich, da er klug und weise war, dieses Zutrauens auch werth, denn er regierte das Volk mit vieler Weisheit, und unterwarf sich in dem kurzen Zeitraume von wenig Jahren acht Provinzen. Sobald er eine Stadt oder Festung einnahm, so erklärte er, daß jedem, der seiner Oberherrschaft sich unterwerfen würde, kein Leides an seiner Person, noch an seinem Vermögen geschehen solle; auf welche Art

eine Stadt nach der andern in seine Hände fiel. Alle Welt gewann ihn dieser menschlichen Gesinnungen halber lieb. Nun, da er seine Macht für groß genug hielt, um noch mehr wagen zu dürfen, sandte er an den König Uncham, dem seine Nazion vormals Tribut bezahlte, und lies ihn um die Hand seiner Tochter ersuchen. Aber Uncham fühlte durch diesen Antrag sich höchlich beleidigt, und lies ihm mit Bitterkeit antworten, daß er seine Tochter ehe dem Vulkan opfern, als einem seiner Sclaven zum Weibe geben würde. Die Abgesandten wurden gleichsam fortgejagt und dabei bedeutet, daß Uncham's Tochter ehe sterben, als Chinchis Gemalin werden sollte.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Uncham's Niederlage durch Chinchis.

Kaum hatte man dem Tatarfürsten diese stolze und beleidigende Antwort zurück gebracht, so versammelte er ein großes Heer, und beschloß, den König Uncham mit Kriege zu überziehen, und für diese Beleidigung Genugthuung zu fordern. In der großen Ebene Tanduc stellte das Heer sich in Schlachtordnung, und dem Priester Johann kündigten Herolde an, daß er sich zu

vertheidigen habe. Uncham kam den Tataren alsbald mit einem ansehnlichen Heere entgegen. Nun befahl Chinchis den Zauberern und Astrologen, die ihn begleiteten, ihm den Ausgang des bevorstehenden Streites vorher zu sagen. Die Astrologen zerbrachen hierauf ein Rohr in zwei Stücke, legten diese auf die Erde, gaben dem einen den Namen des Chinchis, und das andere nannten sie Uncham; „Sire — wendeten sie sich hierbei zum König — indem wir die Götter um Beistand anrufen werden, so wird durch ihre Allmacht es geschehen, daß diese beiden Stäbe sich mit einander schlagen; und derjenige nun, der endlich auf dem andern liegen bleibt, wird genau anzeigen ob dir oder deinem Gegner der Sieg verheißen ist." Die Magier huben nun, unter dem größten Gedränge der Zuschauer, ihre Sprüche und Gebete an; und siehe, die beiden Stäbe bewegten sich und gleich zweien Streitern kämpften sie zusammen, bis endlich derjenige Stab, welcher den Namen Chinchis führte, über den andern obsiegte. Das Volk sieht's, und ist vor Freude ganz außer sich, denn der Sieg ist ihm nun gewiß. — Der Kampf nahm den dritten Tag hierauf seinen Anfang, und wer den Sieg davon trug, war König Chinchis. Hierauf machten die Tataren sich die Unterthanen des Priesters Johann völlig tributbar. Chinchis regierte noch sechs Jahre lang nach dem Tode seines Gegners Uncham, und in diesem Zeitraume machte er noch verschiedene Eroberungen. Aber bei der Be-

lagerung eines Schlosses, wo ihn seine Tapferkeit alle Vorsicht vergessen machte, wurde er von einem feindlichen Pfeile am Knie verwundet, und diese Wunde kostete ihm das Leben. Sein Leichnam wurde in dem Berge Alchai zur Erde bestattet, und diesen Ort haben sich nachher alle seine Nachfolger zu ihrem Gottesacker erwählt.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Chronologie der tatarischen Regenten.

Der erste König der Tataren war, wie wir sahen, Chinchis; der zweite hies Cui, der dritte Barchim, der vierte Allau, der fünfte Mongu, der sechste Kublai, und dieser letzte lebt jetzt noch. Seine Macht ist weit grösser, als die seiner Vorfahren; und wenn man die gesammten Reiche der Christen und Türken vereinigte, so würden sie doch kaum den Staaten dieses Fürsten gleichkommen. Weiter hin werde ich von Kublai's Macht und Staaten das Ausführlichere erzählen. — Bei dem Transport der verstorbenen Chane nach ihrem Mausoleum, dem Berge Alchai finden manche sonderbare Gewohnheiten statt. Diejenigen, welche den Leichnam begleiten, tödten alles, was ihnen unterwegs begegnet, indem sie den Unglücklichen zurufen: „Geht und dienet unserm Herrn und Oberhaupte in

jener Welt!" Und sie glauben auf's festeste, daß dieses auch so geschehen werde. Doch ihre Raserei beschränkt sich nicht blos auf Menschen; auch alle Pferde, die ihnen in diesem Falle aufstoßen, werden von ihnen erdrosselt, denn auch dieser bedarf der Verstorbene in jener Welt, wie sie glauben. Als der Körper des großen Manguchans, des Vorfahren Kublai's nach seinem Grabmahle gebracht wurde, so tödteten die Soldaten seiner Begleitung nicht weniger als 20 Tausend Menschen, die unterweges ihnen unglücklicher Weise begegneten.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Von den gewöhnlichsten Gebräuchen der Tataren.

Die tatarischen Weiber sind ihren Männern sehr getreu. Es ist unter ihnen ein unverzeihliches Vergehen, die Frau seines Nächsten zu beleidigen. Jeder hütet sich dafür, so viel als nur immer möglich. Uebrigens ist es aber eine sehr erlaubte, und gar nicht entehrende Gewohnheit, sich so viele Weiber zu nehmen, als man ernähren kann. Man heurathet seine nächsten Verwanden, nur die Schwester ausgenommen; wohl aber, obgleich erst nach dem Tode des Vaters, die Stiefmutter. Die erstgenommene Frau ist die geehrteste. Auch die Wittbe des Bruders darf man heurathen. Die Männer erhalten von den Weibern keine Mit-

gift; im Gegentheil müssen sie ihren Weibern und deren Müttern Geschenke dieser Art machen. Die Tataren haben viel Kinder, woran diese Vielweiberei Schuld ist. Die große Anzahl der Weiber ist auch dem Lande selbst nicht nachtheilig, denn sie sind sehr arbeitsam. Sie stehen hauptsächlich der ganzen Haushaltung vor; sie bereiten das Essen und die Getränke. Die Männer gehen auf die Jagd; beschäftigen sich stets außer dem Hause, oder liegen dem Kriege ob. Die tatarische Nazion unterhält große Heerden von Ochsen, Schaafen und allerlei andern Vieh, welche sie immer dahin treiben, wo es gute Weiden giebt. Während des Sommers besteigen sie mit ihnen die Gebürge; denn in diesen giebt es frische Gewächse und gutes Futter; im Winter aber gehen sie in die Thäler hinab, wo sie gute Weiden für ihre Heerden finden. Sie haben Hütten, die wie Zelte aussehen, und mit Filz bedeckt sind, Man trägt sie von einem Orte zum andern mit sich fort; denn diese Zelte lassen sich einschlagen, ausdehnen, zurichten, und nach Belieben in jede Form bringen. Der Eingang derselben befindet sich immer auf der mittäglichen Seite. Sie besitzen überdies eine Art von Wagen, ebenfalls mit solchen Filzdecken überspannt; in diesen Wägen halten während der Reise die Weiber und Kinder sich auf; sie sind darin vor der Unfreundlichkeit der Witterung geschützt, und werden meistens von Kameelen gezogen.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Von den Waffen und Kleidungen der Tataren.

Die Waffen, deren die Tataren in ihren Kriegen sich bedienen, sind nicht aus Eisen, sondern aus sehr starken und harten Leder verfertigt. Büffel und andere starkhäutige Thiere liefern ihnen Häute zu diesem Behufe. Die Tataren sind sehr geschickte Bogenschützen, und werden in dieser Kunst von früher Jugend an unterrichtet. Seltener bedienen sie sich der Dolche und der Degen. Die Reichen kleiden sich in Gold- und Seidenstoffe, die mit dem feinsten Fuchs oder Hermelin, oder auch mit Zobel (Zibelines) als dem theuersten von allem Pelzwerke, ausgefüttert sind.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Von den Speisen der Tataren.

Diese Nazion nährt sich von den gröbsten Speisen; ihre gewöhnlichsten Gerichte sind Fleisch, Milch und Käse. Sie essen mit dem größten Appetite das Fleisch reiner und unreiner Thiere; denn das Pferdefleisch und das Fleisch gewisser Schlangen stehen bei ihnen in großem Rufe. Sie trinken die Milch der Pferde, und wissen sie dergestalt zuzubereiten,

daß man sie für blanken Wein hält, und ihr Geschmack ist auch wirklich sehr angenehm. Dies Getränk heißt bei ihnen Kosmos (Kumyß.)

Acht und vierzigstes Kapitel.

Von der Abgötterei und den Irrthümern der Tataren.

Die Tataren beten als Gott ein von ihnen selbst verfertigtes Idol an, und geben ihm den Namen Natagai. Sie halten dieses Bild für den Gott der ganzen Welt und glauben, daß er sie, ihre Kinder, ihre Heerden und Früchte auf das beste beschütze. Ihre Verehrung gegen diesen Gott ist außerordentlich, und in jedem Hause erblickt man sein Konterfei. Da sie überdies glauben, Natagai habe Weib und Kinder, so stellen sie neben dieses Konterfei auch kleinere von Weibern und Kindern. Das Weibchen steht ihm zur Linken, die Kinder aber liegen vor seinem Angesichte. Sie haben für diese Bilder die größte Ehrfurcht; und allemal, ehe sie essen, schmieren sie in den Mund derselben das fetteste, was sie haben; sie setzen auch vor dem Hause verschiedene Speisen hin, und halten sich versichert, daß niemand, als diese Götzen, dieselben aufzehre. Erst nachdem sie dergestalt für ihre Bilder gesorgt haben, denken sie an ihre Mägen. Geschieht es, daß bei ihnen ein Jüngling und ein

Mädchen zu gleicher Zeit sterben, so vereinigt man die Todten als Eheleute. Die Eltern oder Verwandten fertigen darüber ordentliche Pakten aus. Hierauf conterfeien sie auf einem Papier die beiden Verstorbenen, hohlen Geld, Hausrath und Meubeln herbei, und das alles werfen sie dann mit den Todten ins Feuer. Sie sind von nichts gewisser überzeugt, als davon, daß die Verstorbenen in jener Welt Mann und Frau seyn werden. Ueberdies veranstalten sie hierbei große Gastereien, und auch da gedenken sie des Brautpaars, denn hie und da setzen sie ihm von dem Essen etwas bei Seite. Alles wird dabei so betrachtet und behandelt, als geschähe es zwischen Lebenden. —

Neun und vierzigstes Kapitel.

Talente und Gewerbfleiß der Tataren.

Diese Nazion ist kriegerisch, muthvoll in den Schlachten, und unermüdbar in der Arbeit. Sie sind nicht weichlich, nicht weibisch, und keinesweges an Vergnügungen gewöhnt. Dagegen abgehärtet zur Arbeit und wenig empfindlich gegen den Mangel. Oft genug trift es sich, daß sie Monate lang nichts genießen, als Stutenmilch und rohes Wildpret. Selbst ihre Pferde kennen während der Kriege kein anderes Futter, als Gras. Mit einem Worte, es ist dieses eine fleißige

und genügsame Nazion. Bei der Einnahme von Städten und Vestungen bedienen sie sich einer ganz eigenen List. Wenn sie irgend ein entferntes Land bekriegen wollen, so nehmen sie kein anderes Gepäcke mit sich, als ihre Waffen und kleine Zelte, um sich vor dem Regen zu schützen. Jeder trägt noch zwei besondere Gefäße mit sich. Eines derselben ist mit Milch gefüllt, das andere ist zum Kochen der Speisen bestimmt. Wollen sie aber einen bloßen Streifzug machen, so nehmen sie nichts als eine Art von Teig, ebenfalls aus Pferdemilch bereitet, mit, und dieser dient ihnen als Speise und Trank zugleich.

Funfzigstes Kapitel.

Von der Gerechtigkeitspflege bei den Tataren.

Bei diesem Volke bestraft man die Verbrecher auf folgende Art: Hat einer etwas unbedeutendes gestohlen, wodurch keine Todesstrafe verwirkt ist, so erhält er sieben Geiselhiebe; zuweilen auch siebenzehn, sieben und zwanzig und manchmal sogar sieben und vierzig, je nachdem er mehr oder weniger entwendet hat. Da diese Zahl in manchen Fällen selbst bis 100 und darüber geht, so geschieht es oft, daß der Gezüchtigte daran sterben muß. Hat jemand aber ein Pferd, oder eine andere Sache, worauf Todesstrafe steht,

geraubt, so wird ihm der Bauch aufgeschlitzt. Ist er aber vermögend, und kann sich von dieser Strafe los kaufen, so muß er den Werth des Gestohlenen nicht weniger als neunfach ersetzen. Deshalb begnügen sich die Besitzer von Pferden, Ochsen, Kameelen rc. den Thieren blos ein Zeichen einzubrennen, und sie so der Freiheit auf den Weideplätzen zu überlassen. Nur das junge Vieh wird gehütet. — So waren die ursprünglichen Gebräuche der Tataren; allein, da sie in neuern Zeiten mit verschiedenen andern Nazionen sich vermischten, so haben sie von ihrer Originalität viel verloren, und manche von den Gewohnheiten der andern Völker angenommen.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Von dem Lande Bargu.

Nachdem wir bei der Beschreibung der Sitten und Gewohnheiten der Tataren uns einige Zeit aufgehalten haben, so sey es uns vergönnt, die Reise durch die übrigen Provinzen des Morgenlandes fortzusetzen, und solche in der bisher beobachteten Ordnung zu schildern. — Wenn man die Stadt Carocarum verlassen hat, und vom Berge Alchai aus, nordwärts geht, so gelangt man in ein Gefilde, das Bargu heißt, und sich auf vierzig Tagreisen in die Länge erstreckt. Die Einwohner dieser Gegend werden Mo-

diten (Medriten) genannt, und sie gehorchen dem großen Chane, haben auch mit den Tatarn eine und dieselbe Lebensweise. Es sind aber wilde Menschen, die nur von der Jagd leben. Sie haben vorzüglich sehr viele Hirsche, welche sie so gut zu zähmen und abzurichten wissen, daß sie sich ihrer mit eben den Vortheilen, als der Pferde und Esel, bedienen. Sie bauen weder Getraide, noch besitzen sie Weinberge. Im Sommer beschäftigen sie sich häufig mit der Jagd der Vögel und wilden Thiere, deren Fleisch sie sich für den Winter aufbewahren; denn zu dieser Zeit nöthigt sie die unertragbare Kälte, ihren Sommeraufenthalt zu verlassen. Hat man diese ländlichen Gegenden im Rücken, so naht man sich dem Ozeane. In den dasigen Gebürgen giebt es eine Menge von Falken, die hier ihre Nester bauen, ehe sie über das Meer wegziehen. Man fängt solche hier sehr häufig, und trägt sie an den Hof des Kublai Chans. Man erblickt da fast nur Reiherfalken und eine andere Art, (Bargelachs) welche den erstern zur Nahrung dienen. Auf den Inseln desselben Meeres wohnen Greife in sehr großer Anzahl; auch diese werden von den dasigen Christen in die Tartarei verkauft; zum großen Chane aber bringt man sie nicht, weil bei ihm schon großer Vorrath an allen Vögelarten ist, sondern man verkauft sie in denjenigen Theil seiner Staaten, welcher Armeniens und Kumans Gränze ausmacht.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Von der Provinz Frigimul und der Stadt Singui (Signi.)

Es ist nöthig, jetzt nach Campition, in eine Stadt, von welcher schon geredet worden ist, zurück zu kehren. Von hier aus wollen wir dann eine neue Reiseroute einschlagen, um auch zu den übrigen Provinzen dieser Gegend zu gelangen, und sie beschreiben zu können. Reißt man also von Campition ab, und wendet sich von da gegen Morgen, so gelangt man nach etwa fünf Tagen an die Gränze der Königreiche Erigimul und Cerguth, beides große, und dem Kublai-Chane unterwürfige Staaten. Sie werden von Nestorianischen Christen, Mahomedanern und Heiden bewohnt. Man erblickt in ihnen eine Menge von Städten und Schlössern. — Setzt man von hier aus die Reise gegen Morgen und Mittag fort, so kommt man zu der Provinz Kathai. Zuvor passirt man aber die zwischen dieser Provinz und Cerguth gelegene Stadt Singui, die ebenfalls dem Tatarchane Tribut zahlt, und welche gleicherweise von den obgenannten drei Secten bewohnt ist. Hier giebt es sehr schöne und große wilde Ochsen. Sie haben die Größe des Elephanten, und sind mit schwarzen und weißen oft 3 flache Hände breiten Haaren bedeckt. Man macht solche zum Theile zahm, und bedient sich ihrer als Lastthiere; andere werden in den Pflug gespannt, und sind zum Bearbeiten der Felder sehr geschickt. In dieser Gegend sammelt

man auch den besten Bisam in der ganzen Welt. Denn hier lebt ein gewisses schönes Thier, groß wie eine Katze; gleich dem Hirsche, mit dichtem Haare besetzt, und auch mit Rehfüßen versehen; es hat nur vier Zähne, zwei in der obern und zwei in der untern Kinnlade, welche etwa drei Zolle lang sind. Dieses Thier nun hat, dicht am Nabel, eine mit Blut gefüllte Blase, zwischen dem Fleische und der Haut sitzen, und das Blut derselben liefert das, was wir Moschus nennen. Die Bewohner dieses Landes sind Götzendiener; sie überlassen sich sinnlichen Genüssen, sind fett, haben kleine Nasen, und tragen Schnurrbärte. Das weibliche Geschlecht aber ist schön und weiß. Wenn die Männer sich verehlichen wollen, so sehen sie weit mehr nach der Schönheit, als nach Geburt oder Reichthum. Daher geschieht es oft, daß große Herren arme Mädchen heurathen, wenn sie schön sind, und daß die Mütter solcher Schönheiten ein gutes Kaufgeld dafür erhalten. Hier giebt es viele Kaufleute und Künstler. Die Provinz mag etwa 25 Tagereisen lang seyn. Sie ist die Fruchtbarkeit selbst. Es halten sich in ihr besonders viele Fasane, die einen 24 bis 30 Zoll langen Schwanz haben, auf. Aber auch andere Vögelarten von dem schönsten Gefieder bewohnen dieses fruchtbare Land.

Drei und funfzigstes Kapitel.

Von dem Lande Egrigaia.

Reißt man von Erigimul noch östlicher, so gelangt man nach sieben Tagen zur Provinz Egrigaia, die voller Städte und Schlösser ist. Sie hängt von Tanguth ab, und hat Calacia zur Hauptstadt. Die Bewohner derselben bekennen sich zum Dienste der Abgötter; doch leben unter ihnen auch Nestorianer, die drei Kirchen haben. Sie sind alle dem Kublai-Chane unterworfen. Hier findet man eine Art Tuche, die Zambiloti (Kamlotte heißen, und aus weißer Wolle und Kameelhaaren gewebt sind. Sie sind schöner, als irgend an einem andern Orte in der Welt, und daher führen die Kaufleute sie häufig in andere Länder aus.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Von dem Lande Teuduch, Gog und Magog und der Stadt der Cianiganienner.

Indem man die Provinz Egrigaia, gegen Morgen zu, verläßt, so gelangt man zu dem Lande Teuduch (Tenduc), das viele Städte und Schlösser in sich faßt, und wo der große, und in der ganzen Welt unter dem Namen Priester Johann bekannte, Fürst ehemals seine Residenz aufgeschlagen hatte; jetzt aber ist das Land dem Tatar-Chane tributbar, und hat einen König aus der Familie des Priesters Johann. Uebrigens haben alle Chane seit dem Tode desjenigen, der in dem Kriege wider Chinchis getödtet wurde, ihre Töchter den Königen dieses Landes zu Gemahlinnen gegeben. Und obschon auch hier viele Leute zu den Götzen beten, oder den großen Propheten verehren, so besteht doch der größte Theil der Einwohner aus (nestorianischen) Christen. Diese behaupten auch in der That den ersten Platz in dieser Provinz, besonders unter einem gewissen Volke, das Argon heißt, und alle andere Völker an Fähigkeiten und Geiste weit übertrift. Hier sind auch noch zwei andere Kantone, welche Gog und Magog heißen, von den dasigen Einwohnern aber Gug und Magug (Mongul) genennt werden. Daselbst findet man Lasursteine, aus denen man das vortrefflichste Lasurblau bereitet. Auch Zeuge, die Zambiloti (Kamlotte)

heißen, und sehr schön sind, webt man aus Kameelhaar; nicht weniger fabrizirt man Gold- und Seidenstoffe der verschiedensten Arten. In der Stadt Sindacui werden sehr schöne und gute Waffen der mannigfaltigsten Gattung gemacht. In den Gebürgen dieses Landes giebt es wichtige Silber-Bergwerke, und eine große Menge von jagdbarem Wild. Das dasige Bergland führt den Namen Ydifa (Idifu.) Drei Tagereisen von der Stadt Sindacui liegt eine andere, die man Cianiganiorum (Cianganor) nennt. Hier hat der Kublai Chan einen sehr vortrefflichen Pallast, wo er gewöhnlich sein Absteigequartier, während seines hiesigen Aufenthaltes, hat. Und er pflegt ziemlich oft hieher zu kommen, denn in den nahen Morästen giebt es viele Wasservögel, und zwar besonders Kranniche, Fasane, Rebhüner und andere mehr. Man fängt sie durch Greiffalken, Reiherfalken oder gewöhnliche, dazu abgerichtete, Falken: der Fürst findet ein besonderes Vergnügen bei dieser Jagd.

Es leben hier fünf Arten von Krannichen; einige davon sind schwarzflügelig, gleich den Raben; andere sehen weiß aus, doch sind sie, gleich unsern Pfauen, goldgesprenkelt; dann erblickt man auch die in Italien gewöhnliche Art unter ihnen. Auch viel kleinere giebt es unter denselben; aber sie haben ein sehr schönes, langes, roth und schwarz gemischtes, Gefieder. Die fünfte Art ist grau von Farbe, mit rothen und schwarzen Augen (Flecken); und von besonderer Größe. Nicht

fern von dieser Stadt befindet sich ein Thal, in welchem man eine erstaunliche Zahl von Rebhünern für den genannten Fürsten, in besonders dazu eingerichteten Hütten, unterhält.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Von der Stadt Ciandu und einigen tatarischen Festen.

Fünf Tagereisen nördlich von Cianiganiorum liegt die Stadt Ciandu (Xandu.) Sie ward von dem Kublai Chane erbaut, der sie auch mit einem sehr schönen Pallaste verzieren lies. Weder Marmor noch Gold sind zu dessen Verherrlichung erspart worden. Nahe an diesem Pallaste befindet sich ein königlicher Park, der ringsum von Mauern umgeben ist, und einen Umfang von 15 (fr.) Meilen hat. Dieser Park ist voll von Fontainen und Bächen; von Wiesen und verschiedenen Thieren. Man unterhält Hirsche, Dammhirsche, Rehböcke und Falken, alle zum Vergnügen des Chans, oder für dessen Tafel bei seiner Anwesenheit. Auch hieher lockt ihn öfters das Vergnügen der Jagd. Er jagt zu Pferde, führt einen abgerichteten Leopard mit sich, und läßt diesen sodann auf die Dammhirsche los. Das Thier fängt solche, und überliefert sie den Greiffalken; welches dem Fürsten vieles Vergnügen macht. In der Mitte des Parks

ist ein, aus Rohr erbautes, prächtiges Haus, außen und innen vergoldet, und mit den vortrefflichsten Gemälden ausgeschmückt. Es ist mit so vieler Kunst gebaut, daß ihm weder Regen noch Wetter etwas anhaben können. Man kann dasselbe, gleich einem Zelte, von einem Orte zum andern tragen; so wie ein Zelt, ist es mit zwei hundert seidenen Leinen befestigt. Das Rohr, aus dem es gemacht ist, hat funfzehn Fuß in der Länge und 8 Zolle in der Dicke. Säulen, Tische, Decken ꝛc. sind von ihm ebenfalls gemacht. Wenn man das Rohr bei den Knoten zerbricht, und ein jedes solches Stück nach der Länge von einander schneidet, so dienen diese zu Schindeln und Rinnen zugleich, und sichern vor dem Eindringen des Regens. Hier ists, wo gewöhnlich der große Chan zu wohnen pflegt. Sein hiesiger Aufenthalt beschränkt sich aber blos auf die drei Monathe: Juni, Juli und August; denn diese Monathe haben die gesundeste Temperatur und sind weniger heiß, als die übrigen. Diese drei Monde hindurch bleibt auch das genannte Haus errichtet; die übrige Zeit aber wird es zusammen gelegt und aufbewahrt. Den 28sten August pflegt der Chan die Stadt zu verlassen. Von hier aus begiebt er sich an einen gewissen, zu Opfergebräuchen bestimmten, Ort; hier bittet er die Götter um die Fortdauer seiner Gesundheit und um die Verlängerung seines Lebens; seine Weiber, Kinder und sein Vieh werden immer in diesen Bitten mit eingeschlossen. Er hat eine große Zahl von weißen Pferden und

Stuten; man will behaupten, daß solche 10,000 Stück übersteigen. Während dieses religiösen Festes bereitet man Milch von weißen Stuten in sehr schönen Gefäßen, und aus solchen gießt sie der Chan mit eignen Händen hie und da auf die Erde. Seine Magier machen ihn nämlich glauben, daß von dieser verspritzten Milch die Götter tränken, und daß sie deshalb seiner und der Seinigen sich annähmen. Nachdem dies geschehen ist, so genießt der Fürst ebenfalls von dieser Stutenmilch, und nur diejenigen Personen, die mit seinem Hause verwandt sind, haben an diesem Tage die Erlaubnis, mit ihm diesen Genuß zu theilen. Eine einzige Ausnahme findet bei dem Volke Horiach statt, welches dem großen Chinchis Chane einst wichtige Kriegsdienste leistete, und dadurch das Recht dieses Genusses gewann. Seit undenklichen Zeiten besteht dieses tatarische Opferfest, welches immer auf den 28sten des August-Monathes fällt; und diesem Feste scheinen die weißen Pferde und Stuten die Ehre, in der sie bei den Tataren stehn, allein verdanken zu haben. In dieser Provinz pflegt man auch Menschenfleisch zu essen. Fleisch von Alten, oder von Kranken ißt man aber nicht, sondern blos das, welches die zum Tode verdammten Missethäter liefern. Der Kublai Chan hat Magier, die durch ihre höllischen Künste die Luft zu verdunkeln wissen, Stürme verursachen, und es machen können, daß bei der allgemeinen Dunkelheit nur der Pallast des Chans erleuchtet bleibt: diese Menschen besitzen sogar die Kunst,

daß sie den goldnen Trinkgeschirren des Chans eine Selbstbewegungskraft mittheilen. Wenn sie die Festtage ihrer Götzen feiern, so schenkt ihnen der Fürst Widder, die sie denselben opfern, indem sie dabei Aloeholz und Weihrauch nicht sparen. Hierauf wird das Fleisch der Widder gekocht, und den Götzen mit Freudengeschrei vorgesetzt; auch vergißt man nicht, mit der Brühe hie und da die Erde zu befeuchten, denn von dieser Gewohnheit erwarten sie allein den Wohlgefallen der Idole und die Fruchtbarkeit ihrer Felder.

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Von den heidnischen Mönchen.

In dem Lande, von dem wir eben sprechen, halten sich auch mehrere Mönche auf, die dem Götzendienste ergeben sind. Sie bewohnen ein Kloster, das fast so groß ist, wie ein ganzes Dorf. Es enthält 2000 Mönche dieses Gelichters, welche im Dienste der Götzen leben, und auf verschiedene Art gekleidet und geschoren sind. Ihre ganze Beschäftigung besteht darin, daß sie bei den Festen ihrer Götzen singen, oder vielmehr blöcken. Sie brennen in dem Tempel eine Menge von Kerzen an, und treiben des Unsinns ohne Maas und Ziel. An andern Orten findet man auch beweibte Mönche; noch andere führen ein keusches Leben,

und weihen sich einer großen Resignation: denn sie essen nichts, als eine Art in Wasser gekochter Kleien. Ihre Kleidung besteht aus grobem Zeuge (Bures, Boraten) dunkler Farbe; sie schlafen auf dem kältesten Fußboden. Aber jene Mönche, die weniger streng leben, wollen die Abstinenz der letztern nicht loben, und sie behaupten, daß ihre Götter nur sehr schlecht dadurch geehrt würden.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Von der Macht und den Reichthümern des Kublai Chans.

Dieses Buch meiner Reise soll eine Beschreibung von der Pracht, der Herrlichkeit und dem Gepränge des großen Chans der Tatarei enthalten, es soll ferner von seiner Macht, seinen Schätzen und der Regierungsform seiner Staaten handeln: mit einem Worte, man soll in ihm ein vollständiges Gemälde alles dessen finden, was auf den jetzt regierenden Kublai Chan nahen oder fernen Bezug hat. Ausgemacht ist es, daß dieser Fürst an Pracht alle seine Vorfahren weit hinter sich zurück läßt; und was den Umfang seiner Staaten betrifft, so hat er die Gränzen desselben dermaaßen erweitert, daß er beinahe den ganzen Orient unter seiner Botmäßigkeit hält. Er stammt von dem Geschlechte Chinchi's, des ersten der Tatarchane, und ist der sechste derjenigen Regen-

ten, welche auf jenen berühmten Erstling folgen. Sein Regierungsantritt fällt ins Jahr 1256 der christlichen Zeitrechnung, und keiner hat seine Völker mit mehr Weisheit und Würde regiert, als dieser Fürst. Er ist ein muthiger und in den Waffen geübter Mann; lebhaft am Körper wie am Geiste, und schnell in der Ausführung; er ist vorsichtig und behutsam in den Regierungsgeschäften, und nimmt gern den guten Rath anderer an. Noch vor seiner Erhebung auf den Thron hat er sich öfters als einen vortrefflichen Krieger, bei mehr als einer Gelegenheit, gezeigt, und immer Proben von seiner Klugheit gegeben. Doch, seitdem er Kaiser ist, hat er nicht mehr, als ein einziges mal den Gefahren des Krieges sich ausgesetzt; er ertheilt den Oberbefehl gewöhnlich seinen Söhnen, oder einem seiner Hofleute.

Zweites Kapitel.

Aufstand des Naiam gegen den großen Chan.

Wir sagten, daß Kublai Chan nur ein einziges mal seitdem er Kaiser sey, den Oberbefehl über seine Armee gehabt habe. Jetzt ist es nöthig, etwas von der Veranlassung dieses außerordentlichen Falls zu sagen. Im Jahr 1286 unserer Zeitrechnung nämlich geschah es, daß sein Onkel väter-

licher Seite, welcher Naiam hieß, ein rüstiger Mann von etwa dreißig Jahren war, und unter seiner Botmäßigkeit ein ansehnliches Volk und große Länder hielt, durch die Größe Kublais neidisch gemacht, den Entschluß faßte, diesen seinen Oberherrn mit einer zahlreichen Armee zu überraschen. Damit sein Plan desto besser gelingen möchte, so verband er sich mit dem Könige Caydu, der ebenfalls ein Verwandter des großen Chans, nämlich dessen Neffe, war. Auch Caydu haßte den Kublai auf das bitterste, und er war sogleich bereit, zu dessen Vertilgung ein Heer von hunderttausend Kriegern, er selbst an dessen Spitze, zu der Armee des Naiams stoßen zu lassen. Diese letztere bestand aus etwa vierzigtausend streitbaren Männern. Beide vereinigte Heere wollten sich auf einer großen Ebene lagern, und von hier aus den Einfall in die Staaten des Kublai unternehmen.

Drittes Kapitel.

Kublais Vorsichtsmaßregeln gegen seine Feinde.

Der große Chan wußte nur zu gut, was seine beiden Anverwandten wider ihn im Schilde führten, und wie angelegen sie sichs seyn ließen, um die Vernichtung seiner und seines Reichs zu bewirken. Er schwur daher bei Verlust sei-

nes Kopfes und seiner Krone, sich für diese Verrätherei blutig an ihnen zu rächen. Es brauchte nicht mehr, als drei Wochen, so hatte er bereits ein Heer von 360,000 Kriegern zu Pferde, und 100,000 Fußgängern versammelt, welche Truppen er allein in der Nachbarschaft der Stadt Cambalu zusammen zog. Obschon es ihm leicht gewesen wäre, eine noch weit stärkere Armee auf die Beine zu bringen, so begnügte er sich doch mit diesem Heere; denn es war ihm besonders darum zu thun, dem Feinde in seinen Plänen zuvor zu kommen, und ihn urplötzlich zu überraschen. Deshalb hielt er es nicht für rathsam, an verschiedene andere, in seinen weitläuftigen Provinzen zerstreute, Heere den Befehl zur Concentrirung ergehen zu lassen; denn der Feind würde dadurch von seinen Zubereitungen leicht unterrichtet worden, und mehr auf seiner Hut gewesen seyn. Im Gegentheile lies er überall die Gränzen besetzen, und niemanden darüber hinaus passiren, damit Naiam nicht das Mindeste von seiner Rüstung zu einem heimlichen Ueberfalle in Erfahrung bringen möchte. Nach diesen Anordnungen lies der Chan seine Astrologen herbei rufen, um von ihnen den Tag und die Stunde, wo er mit Glück den Feind angreifen müsse, wie auch den Ausgang dieses Krieges, zu erfahren. Einstimmig sagten sie ihm, daß eben jetzt die rechte Zeit zum Angriffe sey, und einstimmig sicherten sie den vollständigsten Sieg ihm zu.

Viertes Kapitel.

Voll Vertrauens auf die Versicherungen der Astrologen, begab sich Kublai mit seiner Armee nach jener Ebene, wo Naiam blos noch der Ankunft seines Verbündeten, des Königs Caydu, wartete. Nachdem der Kublai Chan seine Truppen auf einer Anhöhe hatte lagern lassen, brachte er auf dieser mit ihnen die Nacht zu. Während dieser Zeit überließen sich die Soldaten des Naiam, die nichts befürchten zu haben glaubten, mancherlei Ausschweifungen, und entwischten theils mit, theils ohne Waffen. Nach Verfluß dieser Nacht aber, und kaum, daß der Tag zu grauen begann, begab der große Chan sich auf den Gipfel der Anhöhe und theilte sein Heer in zwölf Abtheilungen, jede 3,000 Mann stark. Der Fürst selbst befand sich in einem prächtigen Schlosse, (wenn man es so nennen darf) das vier Elephanten einher trugen, und worin auch die königliche Standarte avfgestellt war. Kaum aber, daß Naiams Heer die Fahnen und das Lager der Tataren des Kublai gewahr wurde, so bemächtigte sich seiner ein panisches Schrecken, denn die Hülfsvölker des Caydu waren noch nicht bei ihm angekommen; und außer sich vor Furcht, stürmte man zu dem Zelte Naiams, der mit seiner Concubine noch im tiefsten Schlummer lag, und weckten ihn stürmisch auf. Er erhob sich und stellte, so schnell und so gut es nur gehen wollte, sein Heer in Schlachtordnung. Es

ist Sitte bei der tatarischen Nazion, erst in die Hörner zu stoßen, alle Kriegsinstrumente in Bewegung zu setzen, und wilde Kriegsgesänge ertönen zu lassen, ehe von dem Anführer der Befehl zum Angriffe gegeben wird. Kaum aber, daß von beiden Seiten der Kriegslärm schwieg, so befahl der Kublai Chan seinem Heere, den Angriff zu machen. Sogleich kam man ins Handgemenge und der blutigste Streit nahm seinen Anfang. Der Tag wurde von der Menge der Pfeile und der Lanzenstöße gleichsam verfinstert. Erst spieen große Maschienen einen Hagel von Steinen rings um sich herum, und kaum, daß diese Krater erschöpft waren, so splitterte sich Lanze an Lanze, so blinkte und klirrte Degen an Degen. Naiam war dem Namen nach ein Christ; allein er folgte den Grundsätzen der christlichen Religion nur wenig; demungeachtet prangte seine vorzüglichste Fahne mit einem Kreuze, und auch ein guter Theil seines Heeres bestand aus Christen. Die Schlacht dauerte von frühem Morgen an bis tief in den Tag hinein; auf beider Seite gab es eine Menge von Todten, endlich aber wendete der Sieg sich zu dem großen Chane, und Naiams Heer ergriff die Flucht. Jetzt bemächtigte man sich des königlichen Anführers der Flüchtlinge, und ihrer fielen eine Menge unter den Streichen der Verfolgenden.

Fünftes Kapitel.

Vertilgung des Naiams.

Kaum sahe der große Chan seinen Feind gefangen, so gab er Befehl, daß man ihn zur Strafe für seine Verwegenheit, sich so schändlich gegen den rechtmäßigen Oberherrn zu empören, sogleich tödten solle. Allein, da er ein Sprößling seiner Familie war, so wollte er nicht, daß sein fürstliches Blut vergossen würde, noch daß die Erde es trinken möchte; auch wünschte er nicht, daß Luft und Himmel Zeugen des schändlichen Endes eines seiner Nachkommen seyn sollten. Er befahl deshalb, ihn in einen Sack zu stecken, und darin so lange zu würgen und zu schütteln, bis er davon erstickt seyn würde. — Nach dem Tode dieses Fürsten unterwarfen sich die angesehensten der entflohenen Rebellen, wie auch alle Christen, mit Willigkeit der Herrschaft und dem Gehorsame des großen Chans der Tatarei, und von dieser Zeit an wurden dessen Staaten durch vier neue Provinzen, nämlich durch Funotia, Cauli, Barscol und Sinchintinchui, vergrößert.

Sechstes Kapitel.

Kublai verbietet den Juden und Mahomedanern, das Kreuz des Erlösers zu höhnen.

Die überwundenen Christen, welche unter des Naiams Heere sich befunden hatten, mußten nach ihrer Besiegung von den Juden und Mahomedanern manche Verhöhnung darüber erfahren, daß ihnen ihr, in den Fahnen befindliches, Kreuz so gar wenig Beistand geleistet habe. Kein Tag verging, an welchem diese Verhöhnungen nicht wiederholt wurden; und man bot alles auf, um die christliche Religion und deren Oberhaupt, den Heiland, so lächerlich als möglich zu machen. Diese Behandlung wurde den Geduldigsten unter den Christen endlich unerträglich, und sie faßten daher den Entschluß, sich deshalb gerade an den Chan zu wenden. Kublai lies alsbald die Juden und Mahomedaner vor sich rufen, und redete vor ihnen die Christen dann auf folgende Weise an: „Weder euer Kreuz noch euer Gott haben zwar den Waffen Naiams den Sieg verleihen wollen; aber deshalb braucht ihr ohne Gram zu seyn, noch eurer Religion Hohn zu sprechen; denn Gott, der gut ist, ist auch gerecht, und folglich kann er den Verbrechen und der Ungerechtigkeit nie seinen Beifall geben. Naiam war nichts als ein Verräther gegen seinen König, er hatte die ungerechteste Aufwiegelung veranstaltet. Seine Gebete zu Gott konnten daher nicht den Erfolg haben, den er sich

dachte; denn Gott ist gut und gerecht, von ihm durfte der König also nicht die Begünstigung seiner schändlichen Absichten erwarten." Hierauf gebot er den Juden und Mahomedanern, und allen übrigen Feinden des christlichen Glaubens, hinführo weder den Gott der Christen, noch das Kreuz ihres Erlösers zu verhöhnen; und auf diese Weise beschloß er die Versammlung. Da der Aufstand nun getilgt war, so kehrte Kublai, mit Ruhm und Sieg überhäuft zurück nach Cambalu, seiner fürstlichen Residenz.

Siebentes Kapitel.

Belohnungen der Soldaten.

Der Kublai Chan belohnte nach seiner Rückkehr die Generale, Hauptleute und Soldaten, die mit ihm den Sieg errungen hatten, auf folgende Art: Demjenigen, der vorher über hundert Mann befahl, verlieh er den Befehl über tausend Mann, und so der Reihe nach. Dann machte er ihnen auch Geschenke an goldenen und silbernen Gefäßen, an königlichen Täfelchen, auf denen verschieden Vorrechte und Befreiungen eingegraben waren. Auf der einen Seite dieser kleinen Tafeln war geschrieben: „Durch die Macht und Gewalt des großen Gottes, und durch

die Gnade, welche er dem Kaiser gegeben, sey der Name des großen Chans geehrt." Auf der Kehrseite ist die Gestalt eines Löwen, nebst der Sonne oder dem Monde, oder das Abbild eines Greifen, oder auch eines noch andern Thiers, eingegraben. Wer nun eine Tafel besitzt, auf welcher eine Sonne, oder ein Mond, sich befindet, und damit auf öffentlichen Straßen sich zeigt, dem trägt man, zum Beweise seines hohen Ranges, ein Pallium vor. Der Besitzer einer, mit dem Greifenconterfei versehenen Tafel, kann, wenn er in den Staaten des Chans reißt, alle Soldaten irgend eines Fürsten, oder Großen, zu seinem Geleite mit sich nehmen; genug, die auf den Tafeln eingegrabenen Figuren machen ihren Unterschied, bestimmen ihren Werth, und zeigen den Stand desjenigen an, der sie bei sich trägt. Denn wenn es jemand wagen wollte, dem nicht sogleich zu gehorchen, was diese Tafeln befehlen, so würde er als Rebell angesehen und mit dem Tode dafür bestraft werden.

Achtes Kapitel.

Schilderung des Kublai Chans und der Seinen.

Kublai ist ein sehr schöner Mann, von mittelmäßiger Größe, weder zu dick, noch zu mager, offenen und blü-

henden Gesichts, großen Auges und wohlgebildeter Nase; genug, alle Theile seines Körpers haben eine abgemessene und regelmäßige Bildung. Seine vier Weiber läßt er für rechtmäßig gelten; die älteste davon ist zu seiner Thronfolgerin bestimmt. Eine jede von diesen Weibern macht einen eigenen Hof, jedoch in dem Pallaste des Chans aus. Zu ihrer Bedienung hat jede nicht weniger, als drei hundert junge Mädchen, eine große Zahl von Verschnittenen und noch viele andere Bedienten. Außer den genannten vier rechtmäßigen Weibern, unterhält der Chan auch eine Anzahl von hundert Beischläferinnen; unter den Tataren wohnt eine Nazion, Ungrac genennt welche in ihrer Mitte die schönsten Mädchen von der Welt erzeugt. Von diesen, übrigens sehr wohl erzogenen Schönen, unterhält Kublai mehrere in seinem Pallaste. Bejahrte Matronen haben über diese Dirnen besondere Aufsicht, zumal wenn ihnen irgend ein Unfall oder eine Krankheit zustößt; in diesem Falle dürfen sie dem Fürsten keine Dienste thun. Sechse von ihnen bewachen stets das Gemach des Chans; von drei Tagen zu drei Tage, werden sie in diesem Geschäfte immer von andern abgelößt. Bei dem Niederlegen und dem Aufstehen desselben verrichten sie bei ihm die Dienste der Kammerdiener, und deshalb schlafen sie auch mit ihm in einem und demselben Gemache. Der Dienst trift alle, und sie wechseln in ihm nach der Reihe von Zeit zu Zeit gehörig ab. Von seinen rechtmäßigen Frauen hat der Chan nicht weniger als

G 2

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

22 Söhne. Der Name des erstgebornen war Chincis, und dieser war auch zu seinem Nachfolger bestimmt; doch er starb eher, als der Vater, und hinterlies einen Sohn, Temur genannt. Dieser, ein kluger und in den Waffen geübter Jüngling, wird nun statt des Vaters, dem großen Kublai in der Regierung folgen. Uebrigens zählt der Chan der Tataren auch noch 27 Söhne von seinen Beischläferinnen, die sämmtlich ansehnliche Stellen an seinem Hofe bekleiden.

Neuntes Kapitel.

Von dem Pallaste des Chans in der Stadt Cambalu.

Kublai Chan wohnt, wie bereits gesagt wurde, in der Residenzstadt Cambalu; sein Aufenthalt beschränkt sich aber auch hier nur auf einige Zeit, nämlich auf die Monate December, Januar und Februar. Die Bauart seines Pallastes ist bewunderungswürdig. Es bildet derselbe ein Viereck, und hat nicht weniger als vier Meilen (Mills) im Umfange; folglich ist er eine Meile lang und eben so breit. Die Mauern darum sind 10 Fuß in der Höhe und sehr dick; sie sehen weiß von innen und roth von außen. In jeder Ecke dieses Gevierten erhebt sich ein prächtiger Pallast, und

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

jeder bildet zugleich eine Festung; auch ziert allemal die Mitte dieser umgebenden Mauer ein prächtiges Gebäude, so, daß das Ganze eigentlich aus acht Pallästen besteht. In diesen Prachtgebäuden nun bewahrt man die Waffen, die Kriegswerkzeuge anderer Art, Kanonen und Feuerschlünde, Bögen, Pfeile, Köcher, Sporen, Zäume, Lanzen, Keule und Sennen für die Bögen, auf. Alles dieses ist, jedes für sich, in die Palläste vertheilt, so, daß man sie zugleich als das fürstliche Arsenal zu betrachten hat. Die mittägliche Facade des ganzen Gebäudes hat fünf Thore, von denen das mittelste das größte ist, und allein für den Chan geöffnet wird. Denn nur dieser darf durch dasselbe ein- oder ausgehen, und selbst die Begleiter desselben müssen die benachbarten kleinern Thore zu diesem Zwecke wählen. Jede der drei übrigen Facaden hat nicht mehr als ein einziges Thor, und dieses immer in der Mitte. Durch diese hier ist der Ein- und Ausgang allgemein erlaubt. Außer der erwähnten äußersten Mauer, ist das Gebäude auch mit einer innern noch umgeben; und auch diese Mauer schließt wieder acht, auf dieselbe Art angebrachte, Palläste ein. In diesen innern Pallästen bewahrt man die kostbaren Gefäße und die Edelsteine des Fürsten auf. In der Mitte der genannten Mauern und Palläste endlich ragt noch ein Pallast hervor, und dieser allein wird von dem Chane bewohnt. Dieser innerste der Palläste ist übrigens nicht wohl erleuchtet, denn er hat sehr dicke Mauern; auch mit einem sehr hohen,

aber prächtig bemahlten Dache ist derselbe versehen. Die Mauern der innern Höfe glänzen durchaus von Gold und Silber; auch sie sind auf das verschiedentlichste angestrichen. Vorzüglich erblickt man an denselben schöne historische Gemälde, auf denen berühmte Schlachten vorgestellt sind; die Farben sind feurig und lebhaft, und das Gold ist auch hier nicht gespart. In dem größten der Höfe dieses Pallastes erblickt man eine Tafel, an welcher 6000 Personen auf einmal speisen können. Zwischen den verschiedenen Mauern, die dieses Prachtgebäude umgeben, sind mehrere Parks, Wiesen, Fruchtbäume und Waldungen. Die Parks sind mit wilden Thieren, vorzüglich mit Hirschen, Dammthieren und andern Gattungen reichlich angefüllt. Das Moschusthier und Rehböcke fehlen ihnen auch nicht. Auf der mitternächtlichen Seite hat man mehrere Weiher angebracht, und solche mit den schönsten Fischen in der Welt bevölkert. Ein Fluß strömt durch diese Seen mitten hindurch; doch um die Fische nicht entwischen zu lassen, so ist dessen Ein- und Ausfluß mit eisernen Gitterwerke verwahrt. Eine (fr.) Meile von dem Pallaste entfernt erhebt sich ein, etwa 100 Fuß hoher, und zwei Meilen im Umfange haltender Berg. Da auf diesem Berge ein immer währendes Grün herrscht, so nennt man ihn nur den grünen Berg. Auf der Mitte desselben steht ein vortreffliches Lustschloß, in denen der Chan diejenigen Stunden, in denen er nichts mit Staatsangelegenheiten zu thun haben will, zu verleben

pflegt. Nicht weit von dem ebenbeschriebenen großen Pallaste des Chans befindet sich ein zweiter, in welchem sein Enkel Temur wohnt. Dieser hält in demselben einen sehr prachtvollen Hofstaat, genießt eine große Ehrerbietung, und führt sogar das fürstliche Insiegel, obschon er den großen Chan als seinen Herrn erkennt.

Zehntes Kapitel.

Beschreibung von Cambalu.

Die Stadt Cambalu liegt an den Ufern eines Flusses in der Provinz Kathay (Nord-China); sie ist sehr alt, und seit langer Zeit die gewöhnliche Residenz der Tatar-Chane. Das Wort Cambalu bedeutet in dem Tatarischen so viel, als Stadt des Herrn. Der große Chan hat sie von ihrem ersten Platze gleichsam transportiren, und an einem andern Orte des genannten Flusses wieder erbauen lassen; denn die Astrologen gaben vor, daß Cambalu einst der Sitz eines Volks-Aufstandes werden würde. Sie ist ins Gevierte gebauet, und ihr Umfang kann leicht 24 Meilen betragen denn man rechnet die Länge einer jeden Seite auf 6 Meilen. Die Mauern der Stadt sind geweißt, haben eine Höhe von 20, eine Breite von 10 Fuß, und sind abhän-

gig gebaut. Auf jeder Seite führen drei Thore durch diese Mauer, und folglich zwölfe überhaupt nach der Stadt. Bei jedem Thore befinden sich prächtige Palläste; auch in den Winkeln der Stadtmauer ragen schöne Gebäude hervor, in welchen die Waffen der Stadt aufbewahrt werden. Sonst giebt es in dieser Stadt nach der Schnur gebaute Plätze und Straßen, so daß man von einem Thore, mitten durch sie hindurch, bis zum andern sehen kann. Diese Straßen sind auf beiden Seiten mit den schönsten Häusern geziert. In der Mitte der Stadt befindet sich ein Gebäude, das eine sehr große Glocke in sich verschließt; mit dieser wird alle Abende, vermittelst dreier Schläge, das Signal gegeben, daß Niemand vor Anbruche des nächsten Tages sein Haus verlasse; ausgenommen wenn ein Kranker oder eine Kreisende solches erfordern. Denn alle, welche aus irgend einem Grunde während der Nacht ausgehen müssen, sind gehalten, eine Leuchte bei sich zu führen. Jedes Stadtthor ist mit 1000 Soldaten besetzt, nicht sowohl aus Furcht vor auswärtigen Feinden, sondern um die Räuber und Bösewichter im Zaume zu halten. Es gehört zu den vornehmsten Sorgen des Monarchen, dieses strafbare Gesindel mit der Zeit völlig vertilgen zu lassen.

Eilftes Kapitel.

Von den Vorstädten, und der Handlung Cambalus.

Außer der eigentlichen Stadt giebt es noch zwölf Vorstädte, nämlich eben so viel als Thore, nach denen sie auch eingetheilt sind, und zu welchen sie gehören. Hier wohnen viele Kaufleute und gewöhnlicher Weise alle Fremden. Denn der Aufenthalt des Hofes in der Stadt und der Zusammenfluß von Waaren zieht von Zeit zu Zeit eine große Menge auswärtiger Kaufleute hieher. Diese Vorstädte haben aber nichts ähnliches mit denen anderer Städte, denn sie gleichen in Hinsicht ihrer schönen Gebäude der Stadt selbst auf das genaueste, und nur der kaiserl. Pallast giebt der letztern das Uebergewicht. Eben so wenig in dem Umkreise der Stadt, als in den Vorstädten, beerdigt man die Verstorbenen; dies geschieht immer auf Plätzen, welche noch außerhalb der Vorstädte liegen. Das Beerdigen hat aber nur bei den verschiedenen eingewanderten Sekten statt: denn die Heiden pflegen ihre Todten immer zu verbrennen. Weil hier eine fast ungeheure Zuströmung von Fremden ist, so findet man in den Vorstädten nicht weniger als 20 tausend Freudenmädchen, die es nicht wagen dürfen, in der Stadt selbst sich feil zu bieten. Es ist fast unglaublich, welch eine Menge von Kaufmannsgütern täglich nach Cambalu transportirt werden; sie dürften, dem Anscheine nach, leicht für die ganze Welt hinreichen. Vorzüglich bringt man hieher

Edelsteine, Perlen, Seide, und mehrere Arten von Parfümerien aus Indien, Mango, Cham und andern Ländern; denn Cambalu kann als der Mittelpunkt, in welchen alle benachbarten Provinzen sich conzentriren, betrachtet werden. Und es vergeht nicht ein einziger Tag, wo die fremden Kaufleute nicht allein wenigstens an tausend Wagen voll Seide brächten, aus der man hier die vortrefflichsten Stoffe webt.

Zwölftes Kapitel.

Leibwache des Kublai.

Der große Chan hat eine Leibwache von nicht weniger als 12,000 Mann zu Pferde, welche Quesiten, oder Getreue des Königes, heißen. Diese Soldaten haben vier Befehlshaber, deren jeder über 3,000 Mann commandirt. Tag und Nacht den König zu bewachen, ist das einzige Geschäft derselben. Es wechseln immer 3,000 mit 3,000 Mann ab, und die werden auch am Hofe gespeißt. Diese Wache ist nicht sowohl zur Beschützung dieses Fürsten, der nichts zu befürchten hat, da, sondern blos deshalb, um den Glanz seines Hofstaats noch zu erhöhen. —

Dreizehntes Kapitel.

Von der Pracht der chanischen Festgelage.

Man sehe, wie prachtvoll und verschwenderisch es bei den Festlichkeiten hergeht, welche zuweilen an dem Hofe Kublais statt finden. Gemeiniglich veranstaltet der Chan alle Festgelage in dem großen innern Hofe seines Pallastes. Hier werden mehrere Tafeln angerichtet, und diejenige, an der der Chan speißt, steht gegen Mitternacht, und ist über die übrigen etwas hervorragend. Wenn der Chan sich nun zur Tafel setzt, so wendet er dabei das Gesicht immer gegen den Mittag; zu seiner Linken sitzt die erste seiner Gemahlinnen, zur Rechten aber erblickt man seine Kinder, seine Enkel und alle diejenigen, welche aus seinem Geblüte stammen. Die Tafel aller dieser hier ist inzwischen schon um vieles niedriger, als die seinige, und noch tiefer steht jene, woran der Schwarm der Hofleute, die Offiziere vom ersten Range und andere hohe Offizianten, immer mit ihren Weibern zur Linken, speisen. Alles sitzt da dem Range nach, und die Weiber theilen den Rang des Mannes; denn alle, welche verheurathet sind, und an einem solchen Gelage Theil haben, bringen ihre Gemahlinnen mit, und der Kaiser selbst läßt von seinem erhabenen Sitze aus, alle Gäste die Revûe passiren. Neben diesem großen Hofe findet man auch verschiedene kleinere, ihm zur Seite, und in diesen letztern speisen bei solchen Festlichkeiten öfters an 40,000 Menschen. Sie

bestehen zum Theil aus dem Gefolge des Chans, theils sind es Abgesandte der tributbaren Provinzen. Bei diesen Gelagen erblickt man eine große Anzahl von Possenreißern und Gauklern. In der Mitte des großen Hofes befindet sich ein großes goldenes Gefäs, aus welchem, wie aus einem Springbrunnen, Wein oder Liköre rinnen; vier andere goldene Gefäße fangen, gleich Basins, die köstlichen Getränke auf, und aus ihnen schöpfen sie die Aufwartenden für die Gäste. Alle diejenigen, welche an dem Gelage Theil nehmen, trinken aus goldenen Gefäßen; und es ist unbeschreiblich, welch eine Menge von goldnen und silbernen Bechern, Tellern, Leuchtern ꝛc. auf den Tafeln des Chans und seiner Gäste prangen. Die Prinzen, welche zur Bedienung des Chans bestimmt sind, haben den Mund mit einem dünnen Flore bedeckt, damit ihr Hauch nicht die Speisen entweihe, die für ihn bestimmt sind. Sobald als der Chan den Becher hebt, um zu trinken, so lassen die anwesenden Musikanten eine angenehme Musik aus Hörnern und Trompeten ertönen, und alle Höflinge fallen auf die Knie. Man erlasse mir die Beschreibung des Vortrefflichen, Ausgesuchten und Kostbaren, das die Tafeln drückt, und die Mägen der Geladenen füllt! — Sobald nun die Mahlzeit geendigt ist, so erheben sich die Gaukler, die Sänger, die Spielleute, die Zauberer und Possenreißer, und bringen durch ihre Künste dem Chane und den Gästen eine gute Verdauung zu Wege. —

Vierzehntes Kapitel.

Feier des Geburtstages Kublais.

Der Geburtstag des großen Tatarchans wird von allen seinen Unterthanen gefeiert. Kublais Jahrestag fällt auf den 28sten des Septembers, und diesen Tag feiert er höher als jedes andere Fest, nur die Feier des ersten Jahrestages ausgenommen, welche allein alle andere übertrifft. Der Name des Jahresfestes heißt in ihrer Sprache Kalende. Am Geburtstagsfeste ist der Chan in ein goldstoffenes Kleid, von dem größten Werthe, gekleidet; auch die Kleidung der Höflinge ist glänzend und prachtvoll. Der Chan schenkt einem jeden von ihnen goldstoffene Mäntel von der unerreichbarsten Schönheit, Schuhe aus Kameelhaut gemacht, und Gürtel von Silberlahne; und alle Anwesende machen sichs zur Pflicht, dem Chane durch die Pracht des Anzuges und einen unerhörten Aufwand zu gefallen. Allein dies beobachten sie nicht allein am Geburtsfeste, sondern auch an den übrigen dreizehen hohen Festtagen der tatarischen Nazion. Der Chan pflegt auch an allen diesen letztgenannten Festen seine Höflinge und die Großen des Reiches mit reichen, goldgestickten Kleidern, mit Perlen, Edelsteinen, Leibröcken, Schuhen u. s. w. reichlich zu beschenken. Und alle Kleider, die er den Höflingen giebt, haben mit den seinigen eine Farbe und einen Schnitt. Dagegen ist es auch gewöhnlich, daß die Frauen der Höflinge und den Großen

des Reiches dem Chane an seinem Geburtstage reiche Geschenke machen, und alle, die dadurch von ihm irgend eine Gunstbezeugung erlangen wollen, wenden sich an einen der zwölf, zum Empfange der Geschenke angestellten, Beamten. Diese verrichten alles Nöthige in dem Namen des Chans, und ihre Worte gelten für die seinigen. An diesem Tage sind alle Unterthanen des Kublai, sie mögen seyn von welcher Sekte sie wollen, aufs strengste verbunden, für die Wohlfahrt und die Lebensdauer des großen Chans bei ihren Göttern zu beten.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Neujahrsfeier der Tataren.

Kein Tag wird von den Tataren höher gefeiert, als der erste Februar, welches bei ihnen der erste Tag des Jahrs ist. Männer und Weiber kleiden sich an diesem Tage ganz in Weiß, und deshalb heißt das Fest auch das weiße, oder das Fest der Weißen. Man glaubt nämlich, daß die weiße Farbe von einer guten Vorbedeutung sey. Dieser Glaube bestimmt denn ihre Kleidung, und sie hoffen an dem ersten Jahrestage dadurch auf ein ganzes Jahr von Glück und Wohlseyn Rechnung machen zu können. Die Befehlshaber der Städte und Provinzen schicken, als Zei-

chen ihrer Unterwürfigkeit, dem großen Chane an diesem Tage ansehnliche Geschenke, welche aus Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen, vortrefflichen Stoffen und weißen Pferden bestehen, und es ist nichts ungewöhnliches, daß der Monarch an diesem einzigen Tage blos auf 100,000 weiße Pferde erhält. Die Tataren beschenken an diesem Feste auch sich selbst unter einander, und sie halten auch diese Geschenke für eine gute Vorbedeutung aufs ganze Jahr. Endlich führt man an diesem merkwürdigen Tage dem Chane alle seine Elephanten, an der Zahl nicht weniger als 5,000, vor. Sie sind mit schönen Teppichen bedeckt, auf denen Gestalten verschiedener wirklicher oder fabelhafter Thiere abgemahlt sind. Die Thiere sind überdies mit Koffern, voll Goldes und Silbers, belastet, die ebenfalls zur Feier dieses Festes der Weißen dienen. Kameele, mit den theuersten Stoffen überhangen, tragen alle nöthigen Lebensmittel zu dem berühmten Feste herbei. Sobald, als dieser Tag beginnt, so begeben sich alle Könige, Herzoge, Baronen, Offiziere, Aerzte, Astrologen, Befehlshaber der Provinzen oder Armeen, und alle übrigen kaiserlichen Beamten an den Hof des großen Chans. Und da dieser Hofraum sie nicht alle fassen kann, so vertheilen sie sich in die kleinern Höfe. Hat nun jeder den Platz, der ihm nach seinem Stande zukommt, eingenommen, so erhebt sich einer von der Gesellschaft, tritt in die Mitte des Hofes, und ruft aus vollem Halse: „Neiget euch und betet an!" Hier

fällt nun jeder auf die Kniee, neigt mit der Stirne sich zur Erde und thut, als wenn er zu den Göttern betete. Viermal wird diese Ceremonie wiederholt. Ist dies geschehen, so naht sich jeder Gast, nach Masgabe seines Ranges, dem Altare, der in dem Hofe auf einer sehr schön rothangestrichenen Tafel erhöht worden ist, und auf welchem der Name des großen Kublai glänzt; jeder versieht sich jetzt mit einem Rauchgefäße, und verbrennt auf dem Altare und der Tafel zu Ehren des Chans die edelsten Parfums. Dann begiebt er sich wieder an seinem Platz. Nun werden die obengenannten Geschenke dargereicht, und wenn dies geschehen ist, so haben die Ceremonien ein Ende, und an ihre Stelle tritt ein glänzendes Festgelag. Auch hier vergnügen Gaukler und Spielleute die Gesellschaft, und man holt überdies einen zahmgemachten Löwen herbei, der sich, fromm wie ein Hündchen, zu des Monarchen Füßen legt, und dadurch ihn für seinen Oberherrn erkennt.

Sechszehntes Kapitel.

Von den wilden Thieren, welche man an den Hof des Tatarchans bringt.

In den Monaten December, Januar und Februar, welche der große Chan zu Cambalu verlebt, beschäftigen sich alle

Jäger, die der Monarch in den benachbarten Provinzen von Kathai unterhält, ausschlieslich mit der Jagd, und was sie an Hirschen, Bären, Böcken, wilden Schweinen, Dammhirschen und anderm Wild erlegen können, das liefern sie für den Chan an die Befehlshaber der Provinzen ab; und sind diese letztern von dem kaiserlichen Hofe nicht über dreißig Tagreisen entfernt, so übersenden sie das Wildpret auf Wägen, oder auf Kähnen, nachdem sie solches zuvor ausgeweidet haben; wohnen sie aber über dreißig Tagereisen hinaus, so liefern sie nichts als die Häute, aus denen man Waffenüberzüge macht, nach der Residenz des Chans.

Siebenzehntes Kapitel.

Art und Weise, wie der Chan wilde Thiere durch zahmgemachte fangen läßt.

....

Kublai hat eine zahlreiche Menagerie, und läßt eine Menge wilder Thiere zähmen, mit denen er dann auf anderes Wild jagt; und er kennt kein größeres Vergnügen, als den Anblick des Kampfes wilder Bestien mit den gezähmten. Am besten abgerichtet und am tauglichsten zur Jagd sind die gezähmten Leoparden, die in großer Zahl unterhalten werden. Man hat ferner sehr gut abgerichtete Luchse, und die größten und schönsten Löwen. Diese letztern übertreffen die

babylonischen an Größe, und ihre Farbe ist bald weiß, bald schwarz, bald roth, bald wieder anders; auch sie sind zur Jagd abgerichtet; denn durch ihre Hülfe erlegt man öfters wilde Schweine, Stiere, Hirsche, Rehe, wilde Esel und wilde Ochsen. Während der Jagd pflegt man immer zwei solcher Löwen, auf einer Art von Schlitten oder Schleife bei sich zu führen, und jedem einen kleinen Hund zuzugesellen. Nicht weniger bedient sich der Chan auch abgerichteter Adler zu diesem Zwecke, und sie sind so wild und gierig, daß Haasen, Rehe, Dammhirsche und Füchse öfters ihnen zur Beute werden. Einige dieser Adler sind verwegen genug, sich selbst an Wölfe zu wagen; sie machen diesen so viel zu schaffen, und matten solche dergestalt ab, daß die Jäger, ohne viel Gefahr, sich ihrer bemächtigen können.

Achtzehntes Kapitel.

Jagdceremoniel am Hofe des Kublai.

Der Chan hat zwei Große des Reiches gleichsam als Ober-Jägermeister angestellt. Jeder dieser Ober-Jägermeister hat auf 10,000 Menschen unter sich, welche sämmtlich bei der Jagd ein Amt begleiten, oder sich doch mit derselben beschäftigen. Diese erziehen, nähren und richten auch die

nöthigen Jagdhunde ab. Wenn es nun dem Chane einfällt, eine Haupt-Jagd-Parthie anzustellen, so begeben sich die beiden Ober-Jägermeister mit ihren zwanzig tausend Gehülfen, und etwa fünf tausend abgerichteten Hunden sogleich nach dem Orte, der zur Jagd auserselhen worden ist, und beobachten hier folgende Ordnung: Der Chan nämlich nimmt seinen Platz in der Mitte des Reviers ein; ihm zur Seite befinden sich die Höflinge, und auf den Flanken sind die beiden Ober-Jägermeister mit ihren Leuten und Hunden postirt. Eines der Heere dieser Jäger ist roth, das andere aber blau gekleidet. Beide aber bilden eine ordentliche Linie, und dann einen Zirkel um den Chan und dessen Höflinge herum. Sie nehmen eine so große Strecke Landes ein, daß man leicht einen ganzen Tag nöthig haben würde, wenn man sie umgehen wollte. Hat sich nun alles auf die genannte Weise rangirt, so läßt man die Hunde los, welche schnell das Revier durchstreichen, und alles Wild auf demselben erpacken, oder in die aufgestellten Netze jagen; denn so bevölkert auch dieses Land an Jagdwild ist, so selten geschieht es, daß auf diese Art nur einziges Stück entkommt.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Vogelfange.

Kaum, daß der Märzmonat sich nähert, verläßt der große Chan die Residenzstadt Cambalu, uud begiebt sich in die Ländereien, welche an den Küsten des Ozeans hin sich erstrecken. Ihn begleiten wenigstens gegen tausend Vogelfänger oder Vogeljäger, die eine Menge von Sperbern, Greifen, und andern zur Jagd abgerichteten, Raubvögeln bei sich führen. Unter 500 ist die Zahl dieser letztern nur selten. Nun verbreiten die Vogelfänger sich in der Gegend, lassen ihre Falken und Sperber los, und diese stürzen auf das Heer von Vögeln, mit denen das Land bevölkert ist; alles, was gefangen wird, oder doch der größte Theil der Beute, fällt dem Chane zu. Dieser ist immer gegenwärtig; er befindet sich in einem hölzernen Häuschen, dessen Dach aus Löwenfellen besteht, dessen Wände reich vergoldet sind, und das auf vier Elephanten einhergetragen wird. Einige seiner Günstlinge sind ihm zunächst zur Seite, und ein Dutzend der besten Sperber stehen immer zu seiner Disposition. Das Elephantenhaus wird von Offizieren und Reutern umgeben. Sobald diese hier nun Kranniche, Fasanen oder andere Vögel in der Nähe entdecken, so geben sie den Jägern, die sich zunächst dem Chane befinden, davon Nachricht; die Jäger berichten es dem Chane, nehmen von dem Häuschen die Löwendecke, und schicken die vorhandenen Sperber, oder Falken, in die

Lüfte aus. Auf diese Art kann denn der Chan den Zuschauer machen, ohne sich von seinem Platze bewegen zu dürfen. Jene tausend Jäger, welche Paar und Paar in dem Reviere verbreitet sind, geben acht, wohin die losgelassenen Falken und Sperber ihre Richtung nehmen, und kommen ihnen im Nothfalle zu Hülfe. Diese Jäger oder Vogelfänger heißen in der Landessprache Toscaor, welches soviel als Wächter (gardes) bedeutet. Denn ihnen liegt es lediglich ob, auf den Flug der Stoßvögel zu achten, und sie mit aller Sorgfalt zu bewachen. Diejenigen, die während des Kampfes dem Vogel am nächsten sind, müssen ihm, wie schon erwähnt, möglichsten Beistand leisten. Die Raubvögel, welcher man zur Jagd sich bedient, haben an der Kralle ein kleines silbernes Täfelchen, auf denen das Zeichen des Fürsten, oder des fürstlichen Jägers, dem sie gehören, sich befindet. Trifft es sich nun, daß ein solches Thier sich verirrt, so kann man dasselbe alsbald erkennen, und es dem Besitzer wieder ausliefern. Geschieht es aber, daß man Raubvögel einfängt, die mit keinen solchen Zeichen versehen sind, so trägt man sie zu einem Barone, der in der Landessprache Bularguci, oder Wächter der verlornen Vögel heißt, und zu diesem Behufe ausdrücklich angestellt ist. Dieser pflegt alsdann der Thiere so lange, bis der wahre Eigenthümer derselben sich gemeldet hat. Wer es wagen wollte, diesem Beamten die Vögel, deren er sich bemächtigte, nicht auszuliefern, der würde als ein Räuber

bestraft werden. Auch von den Jagdpferden und von jeder andern Sache, die während der Jagd verloren geht, gilt dieser Gebrauch. Während der Jagdperiode pflegt der Bularguci auf den Anhöhen Fahnen aufpflanzen zu lassen, damit das Volk wissen könne, ob die gefundenen Sachen oder eingefangenen Thiere, hierzu gehören oder nicht. —

Zwanzigstes Kapitel.

Von den prächtigen Zelten des Chans.

Während der Vogeljagd pflegt man sich einige Zeit in der Ebene Caciamordim, aufzuhalten. Hier sind für den großen Chan und für dessen Gefolge nicht weniger als 10,000 Zelte errichtet. Sie sind auf folgende Art erbaut und geordnet. Erst erblickt man ein sehr großes Zelt, unter dem tausend Personen sehr bequem sich aufhalten können, und dessen Eingang auf der Mittagsseite sich befindet. In diesem Zelte halten sich die Großen des Reiches, die Edelleute und Offiziere auf. Weiter gegen Morgen befindet sich ein zweites Zelt von beträchtlicher Größe, in welchem der königl. Hof oder Staatsrath sich versammelt; denn hier ist es, wo der König seine geheimen Unterredungen zu halten pflegt. In einer eigenen Abtheilung dieses Zeltes steht für

den großen Chan ein Bette; andere Gemächer, Höfe und Behältnisse sind in demselben in großer Zahl vorhanden. Diese Zelte haben eine ungemein prächtige Bauart. Sie ruhen auf drei Säulen von wohlriechendem Holze, an welchen die vortrefflichste Bildschnitzerei angebracht ist; das Dach besteht aus rothen und schwarzen Löwenfellen; denn in diesem Lande trifft man Löwen von den verschiedensten Farben an. Diese Häute sind so dicht und ausdauernd, daß Regen und Wetter den Zelten durchaus nichts anhaben können. Das Innere des Zeltes ist aufs herrlichste mit Hermelin und Zobel austapezirt. Die Seltenheit dieser Thiere in dem Lande macht dies sehr kostspielig, denn ein solches Futter zu einem einzigen Rocke kostet hier zuweilen an zwei tausend Bizantind'or (goldene Bizantinen.) Die Stricke, welche das Zelt aufrecht halten, sind aus Seide. Um diese größern und prächtigern Gezelte herum stehen mehrere andere für die Weiber, die Söhne und die Beischläferinnen des großen Chans. Selbst die Falken, Sperber, Eulen, Greife und andere abgerichteten Raubvögel, haben ihre besondern Zelte; genug, es giebt ihrer eine so große Menge, daß man sie beim ersten Anblick für eine große Stadt ansieht. Es fehlt nicht an Fremden und neugierigen Zuschauern, und die Beamten, welche zugegen seyn müssen, vorzüglich die Astrologen, Aerzte und Magier, machen eine nicht kleine Zahl aus. Sie alle haben ihre eigenen Zelte und wohnen so bequem, als in der Residenz Cambalu selbst.

Der Chan hält sich den ganzen März hindurch in dieser Ebene auf, und während seines Aufenthalts fängt man unzählige Vögel und Thiere. Es ist jedermann scharf untersagt, in einem Umkreise von 20 Tagereisen von der Stadt Cambalu, zu jagen; auch nicht einmal Jagdhunde oder Raubvögel dürfen die Einwohner dieses Districts unterhalten; aber noch weit strenger wird auf dieses Verbot während des genannten Monates bis zum Anfange des Oktobers gehalten. Niemand darf es daher wagen, sich eines Hirsches, eines Rehes, Dammhirsches, Haasens, oder irgend eines andern zur Jagd gehörigen Thieres zu bemächtigen, es geschähe dieses auch auf welche Art und Weise es wolle. Daher kommt es denn auch, daß diese Gegend einen so großen Ueberfluß an Jagdwildpret aller Gattung hat, und daß diese so außerordentlich kirre sind. Der Chan pflegt vor dem Ende dieser Jagdlustbarkeit seinen Höflingen noch ein prächtiges Mahl zu geben, welches drei ganzer Tage dauert, und worauf er sich dann sogleich nach Cambalu zurück begiebt. Jedermann steht es nun frei, sich ebenfalls nach Hause zu begeben.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Gelde, und den Reichthümern Kúblais.

Die Münzen des großen Chans sind weder aus Gold noch aus Silber, noch aus irgend einem andern Metall. Die Tataren bedienen sich hierzu des Markes gewisser Bäume, welche bei ihnen Moris heißen. Dieses Mark nun trocknen sie, oder lassen es vielmehr verhärten; dann schneiden sie es in mehrere runde Stücken, und drücken auf diese die Wappen des Chanes ein. Die kleinsten dieser Münzen haben den Werth eines Sols tournois; die größten aber sollen einen halben venezianischen Ducato betragen. Andere betragen zwei venezianische Ducati, noch andere fünf; einige sogar zehen derselben. Man hat auch welche, die einen, zwei, und selbst bis fünf Bizantind'or am Werthe haben. Die Münzstätte befindet sich zu Cambalu, von wo aus alle Staaten der Tatarei mit Münzen versehen werden. Bei Todesstrafe ist das Nachmachen derselben verboten, und die nämliche Strafe steht darauf, wenn man im Handel und Wandel anderer Münzsorten sich bedient. Auch den Fremden ist es untersagt, ausländische Münzen mit in das Reich zu bringen. Die Kaufleute, welche aus sehr entfernten Ländern nach Cambalu kommen, führen daher ungeprägtes Gold und Silber, Perlen und Edelsteine mit sich, welches sie alsdann blos gegen die nöthigen Landesmünzen austauschen; und da diese chanische Münze in ihren Ländern wenig

oder nichts gilt, so kaufen sie bei ihrer Abreise Waaren dafür ein, und nehmen diese mit sich. Zuweilen befielt der Chan sogar den zu Cambalu lange Zeit sich aufhaltenden Fremden, ihr Gold, Silber und ihre Perlen in seinen Schatz abzuliefern, und dafür, nach dem wahren Werthe jener Artikel, sein Geld zu nehmen. Die Kaufleute indes sollen hierbei nichts verlieren, aber demungeachtet der Schatz des Chans dadurch außerordentlich zunehmen. In derselben Münze werden auch die Besoldungen der chanischen Offiziere, Beamten und Soldaten ausgezahlt. Auf diese Weise kann Kublai sich aus einem so wohlfeilen Stoffe eine große Menge Geldes verschaffen, und durch dasselbe alle die großen Bedürfnisse des Staates, und seiner Familien, bestreiten. Aus diesem Grunde mag es schwerlich einen Monarchen in der Welt geben, der in Hinsicht der Schätze mit dem Kublai Chane eine Vergleichung aushalten kann; denn für nichts erhält er in jedem Augenblicke so viel Gold und Silber, als er nur immer haben will.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Von den zwölf Befehlshabern der Provinzen.

Der große Chan hat zwölf Großen des Reiches den Befehl von 34 Provinzen anvertrauet. Diese Befehlshaber bestel-

len wieder in jeder Provinz zwei Aufseher über die daselbst cantonirenden Truppen und über die nöthigen Bedürfnisse derselben. Sie benachrichtigen den Chan von allem, was vorfällt, und durch sie geschieht, der alsdann ihre Masregeln durch seine Autorität geltender macht. Sie sind es, aus deren Händen man verschiedene Gnadenbezeugungen und Privilegien erhält. Deshalb zollt man ihnen eine ausserordentliche Achtung, und bemüht sich mit wahrer Aufopferung um ihre Gunst. Sie bewohnen einen großen Pallast in Cambalu, der ganz allein für sie bestimmt ist. Er ist mit verschiedenen großen Höfen und mehrern Gemächern versehen, die blos von ihnen und ihren Gehülfen bewohnt sind. Sie haben ihre Beisitzer und Schreiber, welche die Beschlüsse und Ordern dieser Befehlshaber in die Akten tragen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Post- und Botenwesen des Chans.

Von der Stadt Cambalu aus verbreiten mehrere Hauptstraßen sich in die benachbarten Provinzen. Auf jeder dieser Straßen nun giebt es eigene Gebäude, oder Gasthäuser, von vieler Schönheit, und in einer Entfernung, die 25 (It.)

Meilen von der Residenz beträgt. Diese Hotels sind zum Absteigequartier der Couriere des Chans bestimmt. Der Name derselben ist Janli, oder Wohnung der Pferde; denn in jedem dieser Häuser sind immer 3 bis 4 hundert Pferde in Bereitschaft, die auf chanische Kosten für dessen Couriere bestimmt sind. Aehnliche Häuser findet man auf den Hauptstraßen, von 25 zu 25 Meilen, in allen tatarischen Staaten, und ihre Zahl mag sich im ganzen Reiche wohl auf 10,000 belaufen, so wie die darin unterhaltenen Pferde einen Marstall von 200,000 Stücken bilden. Selbst in den unbewohnten Theilen der Staaten des großen Chans, findet man ähnliche Wirthsgebäude in Entfernungen von 30 und 40 Meilen. Die nächsten Städte haben die Pflicht auf sich, diese Häuser mit Lebensmitteln und Pferden zu versehen; die in den Wüsten gelegenen aber werden auf Kosten des Chans selbst unterhalten. Will nun der Chan sich von irgend einer Sache unterrichten oder seine Befehle bekannt machen, und wäre dies auch bis an's Ende seines ungeheuern Reiches, so schickt er alsbald Couriere ab, welche in einem einzigen Tage 200 bis 300 (fr.) Meilen Weges zurücklegen und mithin in kurzer Zeit einen großen Theil des Reichs durchreisen können. Es reiten immer ihrer zwei mit einander, und das so schnell als möglich. Kommen sie nun auf der ersten Station an, so wechseln sie die Pferde, und so machen sie's auf der Hin- und Herreise in allen den genannten Häusern. Mit einer

unglaublichen Geschwindigkeit gelangen hierdurch die Befehle des Chans bis an die äußersten Gränzen seiner Staaten. Zwischen den großen Hotels findet man von drei zu drei oder vier (fr.) Meilen auch kleinere für die Fußboten bestimmte. Diese Fußboten tragen Gürtel, worin kleine Schellen oder Glöckchen sich befinden. Die stehen immer gleichsam auf dem Sprunge, um die ankommenden Briefe des Chans sogleich weiter zu tragen; noch ehe sie bei der nächsten Station ankommen, vernimmt man schon das Geklingel ihrer Schellen, und bereitet sich auf ihre Ankunft vor, um die Briefe sogleich weiter zu befördern. Auf diese Art gelangen die Briefschaften des Chans sehr schnell nach den verschiedenen Provinzen, und gehen aus einer Hand immer in die andere; und vermittelst dieser Einrichtung erhält der Monarch in dreien Tagen die Nachrichten oder den Tribut aus den entlegensten Provinzen, welche der Regel nach nicht unter zehen Tagen eintreffen könnten. Diese Art von Postoffizianten ist nicht nur von allen Abgaben frei, sondern wird von dem Monarchen auch noch besonders belohnt.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Vorsichtsmasregeln des Chans bei bevorstehender Theuerung.

Der große Chan unterläßt nicht, alle Jahre seine Boten in die verschiedensten Provinzen des Reiches zu senden, und

durch sie in Erfahrung zu bringen, ob nicht die Heuschrecken oder andere schädliche Insekten, den Früchten Nachtheil gebracht haben? oder, ob sonst nicht ein unglückliches Begegnis der Fruchtbarkeit des Jahres schädlich gewesen ist? Erfährt er nun, daß die eine oder andere Provinz beträchtlichen Schaden erlitten hat, so erläßt er derselben den Tribut, welchen er dieses Jahr hindurch von ihr zu erhalten hätte, er sendet überdies an die nothleidenden Bewohner derselben Getraide aus seinen Vorrathshäusern, sowohl zur Nahrung, als zur neuen Aussaat. Zu diesem Zwecke läßt er in wohlfeilen Jahren große Magazine aufrichten, und dies mit solchen Vortheilen und mit so vieler Uneigennützigkeit, daß er in theuern Zeiten viermal wohlfeiler, als die Kornhändler, verkauft. Hat irgend eine Provinz von der Pest gelitten, so erläßt auch ihr der Monarch alle Abgaben, und giebt derselben überdies frisches Vieh zu den niedrigsten Preisen. Außerdem hat er auf den Wegen auch besondere Marksbäume pflanzen lassen, damit die Reisenden und Fremden sich nicht verirren mögen. Unglaublich ist es, welch eine große Zahl von Armen das Jahr hindurch von dem Kublai Chane ernährt werden; er läßt aus dem Getraide der Magazine Brod backen, und es unter sie regelmäßig vertheilen. Die Zahl dieser Armen mag leicht 30,000 übersteigen, und da sie alle dem Chane die Fristung ihres Daseyns danken, so betrachten und verehren sie ihn auch, wie einen Gott.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Getränk, dessen man statt des Weins in Kathai sich bedient.

In diesem Lande bereitet man aus Reiße und verschiedenen wohlriechenden Dingen eine Art sehr guten Getränkes, das an Lieblichkeit selbst den Wein hinter sich läßt; auch werden diejenigen, welche zu viel trinken, oder die nicht viel vertragen können, von demselben weit geschwinder berauscht, als von dem Weine.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von Steinen, die wie Holz brennen.

An allen Orten der Landschaft Kathai gräbt man eine schwarze Steinart aus den Bergen, welche im Feuer eben so, wie das Holz, brennt und, wenn sie einmal im Brande ist, außerordentlich lange fortglimmt; denn brennt man diese Steine z. B. des Abends an, so dauert ihr Feuer bis zum andern Tage fort. In Gegenden, welche arm an Holze sind, kommen solche den Einwohnern sehr zu statten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Flusse Pulisachniz, und der prächtigen Brücke über denselben.

Bisher sind die Lage, die Größe, die Handlung von Cambalu der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit gewesen; wir haben uns besonders bei der Pracht, der Herrlichkeit und den Reichthümern des großen Tatarchans aufgehalten; nun aber ist es auch nöthig, die benachbarten Gegenden um Cambalu zu durchwandern, und darin von den merkwürdigsten Dingen einige Auskunft zu geben. Da mich (Marko Paolo) der große Chan nun in die entlegentsten Provinzen seiner Staaten gesendet hat, um daselbst verschiedene seiner Befehle zu vollziehen, und da ich auf diese Weise mehrere Monate in ihnen zugebracht habe, so konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, viele merkwürdige Dinge darin zu sehen und zu beobachten. Ich habe alles mit Aufmerksamkeit betrachtet und aufgeschrieben. Befindet man sich also zehen (fr.) Meilen von Cambalu, so stößt man auf einen großen Fluß, welcher Pulisachniz heißt; er fließt in den Ozean, und ist immer mit Kauffahrteischiffen bedeckt. Ueber diesen Fluß führt eine sehr schöne marmorne Brücke; sie ist dreihundert Schritte lang und acht Schritte breit; besteht aus 24 Bögen, und marmorne Löwen bilden auf beiden Enden ihre Brustlehnen.

Acht und zwanzigstes Kapitel

Von den Gegenden jenseits des genannten Flusses.

Hat man nun diese schöne Brücke im Rücken, so führt der Weg dreißig (franz.) Meilen lang, in einer geraden Strecke an mehrern prächtigen Schlössern und Gebäuden vorbei, durch herrliche Weinberge und die fruchtbarsten Gefilde hindurch. Hierauf kommt man zu einer Stadt, welche Geogui heißt, sehr groß und schön ist, und auch mehrere heidnische Klöster in ihren Mauern zählt. Es bestehen in ihr Manufacturen der schönsten seidnen und goldnen Stoffe, und der feinsten Leinwand. Sie hat eine Menge von Herbergen für Fremde und Reisende, und ihre Einwohner sind geschickte Arbeiter, und vorzüglich der Handlung ergeben. Gleich wenn man diese Stadt verlassen hat, kommt man an einen Kreuzweg, von dem aus die eine Straße nach Kathai führt, und die andere in das Land Maugi, das gegen den Ozean liegt, ihre Richtung nimmt. Auf der erstern stößt man auf viele Schlösser, Städte, Obstgärten, Ländereien, alle von Menschen bevölkert, die ganz den Künsten und dem Handel leben, und dabei freundlichen und geselligen Characters sind.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Tainfu.

Zehn Tagreisen von der Stadt Geogui aus gelangt man zu dem Königreiche Tainfu, welches ein großes und angebautes Land ist. Es hat vorzüglich vielen Weinbau, und versieht auch die Landschaft Kathai, wo derselbe ganz mangelt, mit Weinen. Ferner sind die Einwohner desselben aller Arten von Handel ergeben, und es befinden sich unter ihnen geschickte Künstler. Hier ist es, wo man alle Arten von Waffen und Kriegs-Instrumenten für den großen Chan fabrizirt. Wendet man sich von hier aus gegen Abend, so kommt man in eine der angenehmsten Landschaften, die voller Städte und Schlösser ist. Auch dieses Land ist voller Handel und Gewerbe. Von demselben reißt man noch sieben Tage lang, und gelangt dann zu der sehr großen und wichtigen Stadt Pianfu, in welcher es Seide im Ueberflusse giebt.

Dreißigstes Kapitel.

Von dem Schlosse Chincui.

Dieses Schloß ist überaus prächtig, und liegt zwei Tagereisen von der Stadt Pianfu entfernt. Es wurde von einem gewissen Darius erbaut, der ein Feind des mächtigen Königs war, den wir unter dem Namen des Priesters Johann kennen. Dieses Schloß ist von der Natur und der Kunst so stark bevestigt, daß Darius, der darin befehligte, auch den mächtigsten der Könige nicht fürchtete. Seine Nachbaren hatten über diese zuversichtliche Furchtlosigkeit nur wenig Freude, denn er machte sie sich mehr oder weniger unterwürfig. Nun befanden sich am Hofe des Priesters Johann sieben junge muthige Männer, und diese schwuren ihrem Monarchen aufs heiligste zu, ihm den König Darius auszuliefern. Der Priester Johann sagte ihnen große Belohnungen zu, wenn sie ihren Plan glücklich ausführen würden. Sie begaben sich also an den Hof des Königs Darius, und boten ihm, zur bessern Verheimlichung der bösen Absicht, ihre Dienste an. Darius war treuherzig genug, sie für treue Diener auf- und anzunehmen, und er ahnete nichts weniger als die Schlinge, die man ihm legte. Zwei ganzer Jahre hindurch zeigte sich den Verschwornen auch nicht einmal Gelegenheit zur Ausführung ihres Plans. Da nun der König immer mistrauungsloser gegen sie wurde, da er sie mit der Zeit als seine treuesten Diener ansah, so

wählte er sie einstmals, nebst andern zur Begleitung auf einen kleinen Spaziergang außerhalb des Schlosses. Bessere Gelegenheit schienen die Verräther nicht abwarten zu dürfen; sie zogen ihre Degen, überwältigten den König, nahmen denselben gefangen, und lieferten ihn dem Priester Johann aus, um ihrem Versprechen Gnüge zu leisten. Dieser war über das Gelingen der Verschwornen höchlich erfreut; er lies den König aufs schärfste bewachen, und schickte ihn sodann, unter Aufsicht, in eine seiner Ländereien, um daselbst das Vieh zu hüten. In dieser Sklaverei mußte Darius aber sein königl. Kostüm beibehalten, um seine Erniedrigung nur doppelt zu fühlen. Nach zwei Jahren einer so drückenden Lage lies der Priester Johann seinen Gefangenen wieder vor sich führen. Er redete ihn dann also an: „Du hast jetzt aus der Erfahrung gesehen, wie klein deine Macht in Vergleich der meinigen war; denn ich lies dich in deinem eignen Schlosse fangen, und dann zwei Jahre lang in Gesellschaft meiner Heerden leben. Jetzt könnte ich dich sogar tödten, wenn ich wollte, und kein Sterblicher würde im Stande seyn, dich aus meiner Gewalt zu retten." — Der Gefangene erwiederte, dies sey allerdings wahr; und der Priester Johann fuhr also fort: „Doch, da du dich vor mir gedemüthigt hast, da du gestehst, in Vergleich meiner, Nichts zu seyn; siehe, so will ich künftig hin dich als Freund behandeln; denn ich begnüge mich mit der Ueberzeugung, daß ich dich hätte tödten kön-

nen, wenn ich es nur gewollt hätte." Hierauf gab er ihm mehrere Pferde und Bedienten, die ihn zurück nach seinem Schlosse begleiteten; und seit diesem Augenblicke hat Darius den großen Priester Johann als seinen Oberherrn geehrt, und jeden seiner Befehle willig vollzogen.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Von dem großen Flusse Caromoran.

Zwanzig (franz.) Meilen von dem Schlosse Chincui ergießt sich der Fluß Caromoran, über welchen jedoch keine Brücken führen, weil er zu breit und zu tief ist. Er endigt sich in dem großen Ozean. Seine Ufer prangen mit verschiedenen Städten, worin man vielen Handel treibt. Die Gegend ist reich an Ingwer, Seide und an Vögeln, besonders an Fasanen. — Hat man vom jenseitigen Ufer dieses Flusses aus zwei Tagereisen zurück gelegt, so gelangt man in die sehr schöne Stadt Cianfu, wo die prächtigsten Gold- und Seidenstoffe fabrizirt werden. Alle Einwohner dieses Landes, so wie beinah von ganz Kathai, sind Götzendiener.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Von der Stadt Quenquinafu.

Acht Tagereisen von hier kommt man durch schöne Städte und Dörfer, durch Obstgärten und fruchtbare Gefilde. Das Land ist reich an Seide und an Thieren; sie hat großen Ueberfluß an Vogelwildpret. Wollte man von hier aus nun abermals acht Tagereisen weiter machen, so würde man zu der großen Stadt Quenquinafu kommen. Sie ist die Hauptstadt eines gleichbenannten Königreichs, das ehemals sehr reich und berühmt war. Mangala, ein Sohn des Kublai Chans, beherrscht dasselbe jetzt. Dieses Reich hat Seide im Ueberflusse, uud bringt alle Bedürfnisse des Lebens hervor. Auch die Handlung blüht in ihm. Die Einwohner desselben bekennen sich zum Götzendienste. Unfern der Stadt, in einer Ebene, liegt ein königl. Pallast, den der besagte Mangala mit seinem Hofe bewohnt. Auch in der Stadt selbst befindet sich ein prächtiges Gebäude, das diesem Herrscher gehört, und an welchem viele Reichthümer verschwendet sind. Die vornehmste Beschäftigung dieses Mangalas besteht in der Jagd und in dem Umgange mit seinen Höflingen. Das Land hat an Vogelwildpret einen sehr großen Ueberfluß.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Von der Provinz Chunchi.

Indem man von der genannten Stadt und dem beschriebenen Schlosse sich entfernt, und etwa drei Tage lang reißt, so gelangt man in eine sehr schöne Ebene, die voller Städte und Schlösser ist, und außerordentlichen Seidenbau hat. Dann kommt man in ein sehr gebirgiges Land, und auch hier findet man die Berge, so wie die Thäler, gleichsam mit Städten und Dörfern besäet. Alles dieses ist von der Provinz Chunchi abhängig. Die Einwohner dienen den Götzen, und beten die Erde an. Sie beschäftigen sich zum Theil mit der Löwenjagd, und erlegen viele Stiere, Hirsche, Rehe, Dammhirsche und andere ähnliche Thiere. Die Länge dieser Provinz kann zwanzig Tagereisen betragen; und ob sie schon voller Gebürge, Schluchten und Waldungen ist, so fehlt es doch nicht an Herbergen für die Reisenden in derselben.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Von der Stadt Achalechmangi.

Dicht an das eben beschriebene Land gränzt die Provinz Achalechmangi, und zwar liegt sie westlich von dem-

selben. Auch sie kann viele Städte und Schlösser aufweisen. Die Hauptstadt führt den Namen der Provinz, und macht die Gränzen von Mangi aus. Diese letztere besteht aus einer, drei Tagereisen großen, Ebene, auf welche sodann viel Berge, Thäler und Waldungen folgen. Die Länge des Landes kann immer zwanzig Tagereisen seyn; es hat eine Menge von Städten und Dörfern, und ist übrigens in Hinsicht der Fruchtbarkeit von der vorigen Provinz wenig oder gar nicht verschieden; denn auch hier leben viele Ackerbauer, Kaufleute und Künstler. Es ist dieses ein besonder gutes Jagdland in allen Arten von Wildpret, unter dem sich sogar jenes Thier befindet, das den Moschus liefert. Die Felder tragen Ingwer in Menge, und eben so häufig Reis und Getraide.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Von dem Lande Sindinfu.

Eine zweite Provinz gränzt noch an das genannte Land Chunchi, nicht weniger an die Provinz Mangi; diese ist Sindinfu. Die Hauptstadt derselben führt dem Namen mit ihr in Gemeinschaft; sie war ehemals sehr groß und reich; ihr Umfang mag leicht 20 (franz.) Meilen be-

tragen. Auch hat sie ehedem einen sehr reichen und mächtigen König gehabt. Dieser hinterlies sie als Erbtheil seinen drei Söhnen, welche dann die Stadt in drei gleiche Theile theilten, und einen jeden derselben mit eigenen Mauern umgaben; nach der Zeit aber hat der große Chan diese Stadt sich unterwürfig gemacht, und mit ihr das Königreich zugleich. Durch die Mitte der Stadt läuft der Fluß Quiansu; er ist eine halbe (fr.) Meile breit; ist sehr tief und außerordentlich fischreich. Seine Ufer prangen mit vielen Städten und Schlössern, und er durchströmt von hier aus noch 61 Tagereisen lang das Land, ehe er in den Ozean fällt. Er ist immer mit einer Menge von schwer belasteten Kaufmannsschiffen bedeckt. In der Stadt Sindinfu führt eine steinerne Brücke über den Fluß, die eine (fr.) Meile lang, und 8 Fuß breit ist. Auf dieser schönen Brücke erbaut man alle Morgen Buden, in denen die verschiedensten Waaren von der Welt verkauft werden, und des Abends trägt man diese Buden wieder ab. Ferner steht auf derselben Brücke auch ein Zollhaus, worin sich die Einnehmer des Zolls für die passirenden Personen und Lebensmittel befinden. — Hat man sich 5 Tagereisen von der ebenbeschriebenen Stadt entfernt, so kommt man in eine Ebene, die voller Städte, Schlösser und Landhäuser ist, viele wilde Thiere und die zahlreichsten Leinwand-Manufakturen hat.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Von dem Lande Thibet (Tebeth.)

Hat man die genannte Ebene im Rücken, so gelangt man in die Provinz Thibet, welche von dem Kublai Chane belagert und verwüstet wurde. Noch sieht man die Spuren dieses Krieges an den Trümmern der verschiedenen Städte und Schlösser. Die Länge dieser Provinz kann leicht zwanzig Tagereisen betragen. Und da sie gegenwärtig nichts als eine öde Wüstenei, ohne Einwohner ist, so müssen die Reisenden sich, ehe sie solche betreten, auf zwanzig Tage hinaus mit Lebensmitteln versehen. Dabei ist das schlimmste, daß alle die verödeten, von den Einwohnern verlassenen, Orte jetzt von wilden Bestien in Besitz genommen worden sind. Daher kommt es denn, daß die Reise durch das Land vielen Gefahren unterworfen ist, die zumal in der Nacht sich vervielfältigen. Es wächst in dieser Gegend sehr langes, und an drei Zoll dickes Rohr, dessen Knoten nur drei Zolle Zwischenraum haben. Dieses Rohr kommt den Reisenden sehr zu statten, denn bei Nachtzeit machen sie Feuer damit an, um ihre Lager zu erleuchten, und vor den wilden Thieren zu sichern. Sobald die Thiere das Feuer gewahr werden, so durchbrüllen sie aufs fürchterlichste den Wald, welches denn die andern Bestien abhält, sich zu nähern, und sie scheu macht. Auf diese Art reisen die Fremden ziemlich sicher in diesen gefährlichen Gegenden. Aber auch

die Pferde und andern Lastthiere der Reisenden werden durch das Knistern des Rohrfeuers scheu gemacht, und es ist eben nichts seltenes, daß sie aus Furcht ihren Herren entlaufen sind; doch die unterrichteten Reisenden kommen ihnen zuvor, indem sie die Vorderfüße derselben mit Stricken zusammen binden.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Von einem andern Thibet.

Nach zwanzig Tagereisen Weges, und über die genannte Provinz hinaus, erblickt man mehrere Städte und Landhäuser; in dieser Gegend herrscht eine sehr verächtliche Gewohnheit, die sich blos auf die Abgötterei der Einwohner gründet. Hier nämlich mag niemand eine Jungfrau heurathen, bevor solche nicht von verschiedenen andern Mannspersonen auf die Probe genommen worden ist; denn man glaubt, nur dann sey sie tüchtig zum Heurathen, wenn ihre Jungferschaft bereits verloren gegangen ist. Geschieht es nun, daß ein Fremder durch dieses Land kommt, und an einem Orte übernachtet, so führen die Mütter dieses Ortes ihm sogleich ihre mannbaren Töchter zu, und es ist nichts seltenes, daß ein einziger Fremder auf diese Art in

einer Nacht zwanzig, zuweilen dreißig, auch wohl noch mehr, junge Mädchen zu bedienen hat. Sind der Reisenden aber mehrere, so erhält dann der Mann nur eine Beischläferin, mit der er so lange hausen kann, als es ihm gefällt, oder als sein Aufenthalt im Lande dauert. Wenn sie jedoch das Land verlassen, so ist es ihnen nicht erlaubt, eins der Mädchen mit sich zu führen, sondern sie verkaufen sie an ihre Anverwandten. Die Mädchen lassen sich von denen, welche sie der Last ihrer Jungfernschaft entledigt haben, ein kleineres oder größeres Geschenk an Edelsteinen, oder etwas andern, machen, welche Geschenke ihnen dann gleichsam als Certifikat der verlornen Jungfernschaft dienen. Und diejenige unter ihnen, welche von den mehresten Männern erkannt worden ist, welche folglich die größte Zahl jener Certifikate aufweisen kann, wird für die geachteste gehalten, und kann auf die vortheilhafteste Heurath gerechten Anspruch machen. Wollen sie sich nun in ihrem größten Glanze zeigen, so pflegen sie die Geschenke der gehabten Buhlen als Triumphkette um den Hals zu tragen, und je dichter gereiht diese Halsbänder sind, je größer sind die Vorzüge der Besitzerin derselben. Doch, so bald sie verheurathet sind, ist es ihnen nicht mehr erlaubt, mit andern Männern vertrauten Umgang zu haben, im Gegentheil sollen sie nur ihren Eheherrn treu seyn; und die meisten Einwohner der Gegend halten viel darauf, und hüten sich ausserordentlich, gegen diese Gewohnheit zu sündigen. Sie

sind übrigens Heiden und sehr grausam, und ihnen ist nichts erlaubter als stehlen und betrügen. Sie leben von der Jagd und den Früchten des Ackerbaues. Auch in ihrem Lande findet man jene Thierart, welche den Moschus liefert; sie wird hier Galderie genannt. Die Einwohner jagen diese Thiere mit Hunden, und gewinnen dadurch sehr viel Moschus. Sie haben ihre besondere Sprache, auch ihre eigenen Münzen; ihre Kleidung besteht aus Thierfellen oder aus groben Burat. Dieses Land steht unter der Provinz Thibet, denn Thibet ist ein sehr ausgebreitetes Land, das acht Königreiche voller Städte und Dörfer in sich schließt. Die Gegend ist gebürgig; in einigen Orten und in verschiedenen Flüssen findet man Gold. Die Einwohner haben Korallen, die bei ihnen ihr Geld ausmachen. Diese Korallen stehen bei ihnen in großem Werthe; die Weiber haben schöne Korallen-Halsbänder, und auch ihre Götzen sind damit ausgeschmückt. Man findet hier eine Race außerordentlich großer Hunde, fast so hoch wie wilde Esel, und abgerichtet zur Jagd auf wilde Thiere. Auch Falken und andere Raubvögel fehlen hier nicht. Zimmt und Gewürze anderer Art wachsen überall in großer Menge. Die Provinz ist übrigens dem großen Tatarchane unterworfen.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Von dem Lande Caniclu.

Die Provinz Caniclu wird westlich von Thibet begränzt. Sie hat zwar ihren eigenen König, ist aber doch dem großen Chane tributbar. Hier giebt es einen See, der so voller Perlenmuscheln ist, daß man solche für ein Spottgeld würde kaufen können, wenn der Fang und Handel damit freigegeben wären. Aber es ist bei Todesstrafe untersagt, in diesem See die Perlenfischerei zu treiben, wenn der große Chan nicht besondere Erlaubnis dazu gegeben hat. Auch eine Menge von Gadderis, oder Moschusthieren giebt es hier. Der Perlensee ist auch sehr fischreich, und das ganze Land ist voll von Thieren aller Art, besonders von Löwen, Rehen, Hirschen, Dammhirschen, Luchsen, Bären und andern wilden Bestien und Vögeln. Wein wächst in dieser Gegend nicht, aber man bereitet einen sehr guten Trank aus verschiedenen Getraidearten. Hier findet man ferner eine Menge von Gewürznelken, die von einem Baume mit kleinen Zweigen, und weißer Blüthe, in denen solche sitzen, gesammelt werden. Endlich ärndtet man in diesem Lande auch Ingwer im Ueberflusse, Cinanomen und andere wohlriechende Hölzer, die in Europa nicht einheimisch sind. In den dasigen Gebürgen findet man überdies viele Turkoisen, die von ungemeiner Schön-

heit sind; aber auch ihre Ausfuhr aus dem Lande ist dem Privatmanne untersagt. Die Einwohner der Gegend sind heidnischer Religion, und dergestalt von ihren Götzen eingenommen, daß auch sie ihnen zu Ehren ihre Weiber und Töchter mit willigem Herzen jedem Fremden Preis geben. Denn sobald als ein Reisender zu ihnen kommt, so versammelt der Hausherr seine Weiber, Töchter und übrigen Angehörigen, und befielt ihnen, dem Neuangekommenen, und seiner Begleitung, in allem Gehorsam zu leisten, und ihn so wie den Hausherrn selbst zu betrachten; dann verläßt er sein Haus, und räumt es dem Gaste und den Seinigen ein, und kehrt nicht ehe wieder zu seiner Famitie zurück, bis diese ihren Stab weiter zu setzen belieben. So lange, als der Fremde im Hause weilt, hängt er seinen Mantel, oder ein anderes Kleidungsstück vor die Thür desselben, und so lange als der Hausherr dieses Zeichen sieht, ist er gewis, daß der Gast das Haus noch nicht verlassen hat. Er bleibt also so lange weg, bis dieses Zeichen verschwindet. Die Fremden genießen auf diese Art öfters zwei und drei Tage hindurch alle Rechte des ausgetretenen Hausherrn selbst. Durch ganz Caniclu ist diese Gewohnheit im Schwange, und niemanden fällt es ein, darüber ein Befremden zu äussern; denn dies alles geschieht zu Ehren der Götzen und in der eigennützigen Absicht, dadurch die Gunst derselben sich zu erwerben. — Die Münze der Einwohner von Caniclu besteht gemeiniglich in Goldkörnern, welche nach

ihrem Gewichte geschätzt werden. Dann bedienen sie sich auch einer kleinen Münze, welche auf folgende Art verfertigt wird: man kocht Salz in einem Kessel, und macht eine Art Teig daraus, welcher dann in Münzen umgebildet wird. Hat man dieses Land im Rücken, so kommt man nach etwa zehen Tagereisen zu vielen Schlössern und Dörfern, deren Einwohner sich in ihrer Lebensart von den Einwohnern Caniclus nicht im mindesten unterscheiden. Hierauf gelangt man zu dem Flusse Brius, welcher die Gränzscheidung von Caniclu ausmacht. Dieser Fluß führt vieles Gold in seinem Bette, welches man Paglala zu nennen pflegt. An seinen Ufern wächst Zimmt im Ueberflusse.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Von Caraiam.

Wenn man den genannten Fluß passirt hat, so kommt man in die Provinz Caraiam, die nicht weniger als sieben Königreiche in sich schließt. Sie ist dem großen Chan unterworfen, und einer seiner Söhne, Namens Esentemur, war zu meiner Zeit Statthalter derselben. Die Einwohner dienen den Götzen. Das Land hat sehr schöne

Pferde. Man spricht hier eine besondere Sprache, die schwer zu erlernen ist. Die Hauptstadt des Landes heißt Jaci; sie ist groß und bedeutend, und hat vielen Verkehr. In ihr wohnen einige Nestorianer, und mehrere Verehrer Mahomeds. Getraide und Reis wachsen in der Gegend im Ueberflusse; ihr Brod machen sie aber nicht aus Getraide, denn dies können sie nicht verdauen, sondern sie bereiten es aus dem Reise. Vom Getraide brennen sie sich auch mehrere Arten Getränke, die weit leichter berauschen, als der Wein. Als Münze bedienen sie sich gewisser goldner und weißer Muscheln, welche das Meer ihnen liefert. Man bereitet in dieser Stadt vieles Salz aus dem Wasser verschiedener Brunnen, und der König zieht daraus einen sehr beträchtlichen Gewinn. Die Menschen in dieser Gegend sind so einfältig und dumm, daß sie ihre Weiber jedem andern gern und willig überlassen. Dann giebt es hier auch einen sehr fischreichen See, der einen Umfang von wenigstens 100 (fr.) Meilen hat. Die Leute essen rohes Fleisch, oder sie richten es auch auf folgende Weise zu: Sie lassen es erst mürbe werden, dann pöckeln sie es, vermittelst wohlriechender Oehle und Gewürze verschiedener Art, ein, und so essen sie es dann.

Vierzigstes Kapitel.

Von dem Schlangenlande.

Wenn man die Stadt Jaci verläßt, so gelangt man nach zehen Tagereisen in das Königreich Caraiam, mit der Hauptstadt gleiches Namens, wo Gogracam, ein Sohn des Kublai, regiert. Die Flüsse dieses Landes führen viel von dem Golde bei sich, das die Einwohner Paglola nennen. Auch in den Sümpfen und in den Gebürgen findet man Gold, das aber von einer andern Gattung ist. Die Einwohner sind Heiden. — In diesen Gegenden giebt es sehr große Schlangen, denn mehrere von ihnen haben eine Länge von 10 Fuß, und eine Stärke von zehen Zollen. Einige darunter haben keine Beine, sondern bloße Krallen, so wie Löwen oder Raubvögel; ihr Kopf ist aussserordentlich dick; große Augen klotzen ihnen aus demselben hervor; sie sind mit einem so großen Rachen bewaffnet, daß sie mit demselben auf einen Schluck den stärksten Mann verschlingen können; sie haben auch scharfe und lange Zähne, die ihnen von vielem Nutzen sind. Es wagt's kein Mensch, selbst kein Thier, sich diesen Schlangen zu nähren, noch sie anzublicken. Man fängt solche indes auf nachstehende Art: Diese Thiere haben die Gewohnheit, sich zuweilen in unterirdische Höhlen zu bergen, oder auch an andern Orten in den Bergen sich aufzuhalten. Während der Nacht nun verlassen sie diese Zufluchtsörter, um in den Wohnungen ande-

rer Thiere ihr Futter zu suchen; denn sie fürchten sich vor keinem Thiere in der Welt; große und kleine, selbst Löwen und Bären, dienen ihnen zur Beute. Haben sie sich nun gesättigt, so kehren sie nach ihren Höhlen zurück. Da nun der Boden sehr sandig ist, so nimmt man mit vieler Bewunderung die tiefen Fußstapfen dieser Thiere wahr, denn es scheint, als wenn ein großes Weinfaß durch den Sand hingerollt worden wäre. Wollen die Jäger sie nun fangen, so legen sie in diese Furchen, unter dem Sande, eiserne Spitzpfähle, doch so, daß die Thiere sie nicht gewahr werden können. Kommt nun die Nacht, und die Schlangen gehen ihrem gewohnten Raube nach, so pflegen sie den einmal gewählten Weg immer wieder zu nehmen, und hier geschieht es nicht selten, daß sie mit dem Bauche in der spitzigen Falle hängen bleiben, oder doch in ihnen sich tödtlich verwunden. Sobald nun die Jäger, welche in der Nähe auflauern, dies inne werden, so eilen sie herbei, um das Thier, sofern es noch Leben hat, vollends zu tödten. Man jagt und fängt diese Schlangen ihrer Galle wegen, die man sehr theuer verkauft, indem man ihr große Heilkräfte zuschreibt. Denn ist einer von wüthenden Hunden gebissen worden, so braucht es nichts, als daß er ein wenig dieser Galle auf die Wunde legt, um vollkommen geheilt zu seyn. Auch die Schwangern pflegen während ihrer Schwangerschaft einen Trank aus dieser Galle zu trinken, wodurch ihre Entbindung außerordentlich erleichtert werden

soll. So bedarf es ebenfalls nur ein wenig von derselben um die hartnäckigsten Hemorrhoidal-Beschwerden zu heben. Uebrigens verspeißt man auch das Fleisch dieser Schlangen, und macht daraus eine große Delikatesse. — In dem Lande giebt es ferner außerordentlich schöne Pferde, welche stark nach Indien ausgeführt werden. Es ist gewöhnlich, daß man diesen Thieren die schönen und langen Schwänze stutzt. Zum Kriege bedient man sich der Kürasse und Schilder, welche aus Büffelhaut gemacht sind; man bedient sich auch der Pfeile und der Lanzen. — Ehe der große Chan diese Provinz seiner Herrschaft unterwarf, herrschte in derselben ein verachtungswürdiger Gebrauch, welchem zufolge jeder durchreisende Fremde, so fern er von guten Sitten, klug und rechtschaffen war, von den Einwohnern zur Nachtzeit in seiner Herberge getödtet wurde; und dies geschah aus keinem andern Grunde, als weil man glaubte, die Manen eines solchen edeln Menschen, seine guten Sitten, seine Klugheit und Rechtschaffenheit würden ein Erbtheil derer werden, in deren Hause man ihn getödtet hätte. Mancher Fremdling ist das Opfer dieser schändlichen Gewohnheit, oder dieses Aberglaubens, geworden; der große Chan hat diesem Unfuge jedoch ein Ende gemacht.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Von der Provinz Arcladam.

Wenn man das vorgenannte Land im Rücken läßt, und dann fünf Tage lang reißt, so gelangt man zu der Provinz Arcladam, welche gleicherweise dem großen Tatarchane unterworfen ist. Der Name ihrer Hauptstadt ist Unchiam. Im Handel und Wandel bedienen deren Einwohner sich des Goldes nach dem Gewichte, statt der Münze; denn hier giebt es kein Silber, und auch die benachbarten Provinzen kennen dasselbe nicht. Deshalb verdienen diejenigen, welche von außen es einführen, und gegen Gold umsetzen, dabei sehr beträchtliche Summen. Die Getränke der Einwohner sind aus Reis und Parfüms bereitet. Sowohl Männer als Weibspersonen pflegen hier ihre Zähne mit feinen Goldblättchen zu überdecken, so daß es scheint als hätten sie goldne Zähne. Die Männer sind kriegerisch; ihre ganze Beschäftigung theilt sich in den Krieg und in die Jagd auf wilde Thiere und Vögel. Die Weiber hüten das Haus, und stehen, von ihren Sklaven unterstützt, demselben ausschlieslich vor. In diesem Lande findet eine sonderbare Gewohnheit statt: Kommt nämlich eine Frau nieder, so verläßt sie, kaum daß das Kind zur Welt ist, ihr Bette, und liegt der Aufsicht über das Hauswesen wieder ob; ihre Stelle im Bette nimmt der Eheherr inzwischen ein, und vierzi-

Tage ist er es allein, der die Existenz des Kleinen fristet. Die Mutter thut nichts dabei, als daß sie dem Kinde ihre Brust darreicht; und nicht sie erhält Wochenvisiten von den Weibern, sondern der Mann bekommt ähnliche Besuche von andern Männern. Sie meinen — und entschuldigen damit diese sonderbare Gewohnheit — das Weib leide genug bei der Geburt des Kindes, es sey daher billig, daß sie vierzig Tage lang der übrigen Sorge für den Säugling überhoben werde; jedoch ist sie verpflichtet, den Wöchner mit Trank und Speise vollauf zu versehen. Die Einwohner dieser Provinz beten keine Götzen an; aber der Stammvater einer jeden einzelnen Familie ist gleichsam der Götze derselben. — Sie bewohnen für gewöhnlich die Gebirge, oder haußen in wüsten Gegenden. Die Reisenden nahen sich ihren Wohnungen nur sehr selten, denn die Gebirgsluft soll für den nicht daran gewöhnten sehr schädlich seyn. Die Schreibekunst ist diesem Volke gänzlich unbekannt; inzwischen bedienen sie sich bei Schließung von Kontracten rc. gewisser Marken, die sie in zwei Theile schneiden, und wovon einen der Schuldner, den andern aber der Gläubiger aufbewahrt. Das Zeichen ihrer Aechtheit besteht darin, daß sie alsdann genau auf und in einander passen. In dieser Provinz giebt es eben so wenig Aerzte, als in Caniclu und in Caraiam; allein, sobald als jemand erkrankt, läßt er einen Magier kommen, und macht denselben mit dem, was ihm fehlt, bekannt; die Magier begin-

nen alsbald einen Tanz, und lassen gewisse Instrumente ertönen; dann schreien sie tanzend und musizirend aus vollem Halse, bis einer der Gesellschaft von einem Dämon inspirirt zu seyn vorgiebt. Nun schweigt das Toben, und man fragt den Kranken, um welchen herum man diese Faxen gemacht hat, wiederholt nach dem Zustande seiner Gesundheit, und nach der Art, wie die Krankheit sich angehoben hat, und sagt ihm in der Folge, was er anzufangen habe, um wieder gesund zu werden. Da erhebt sich der Demonisirte, und antwortet anstatt des Kranken, und gesteht, daß er diesen oder jenen Götzen, auf die eine oder andere Art, beleidigt habe, und von demselben wahrscheinlich durch diese Krankheit bestraft worden sey. Nun flehen die Magier zu den Göttern, daß sie dem Schuldigen verzeihen möchten, und versprechen, daß, so bald er wieder gesund sey, er ihnen dafür ein Opfer von seinem eigenen Blute bringen werde. Sieht aber der schlaue Dämonisirte, daß die Natur des Kranken erliegen möchte, so pflegt er zu antworten: „Dieser Mensch hier hat den Götzen so hoch beleidigt, daß kein Opfer hinreichend seyn wird, ihn wieder zu besänftigen.“ Inzwischen geben sie dem Kranken den Rath, dem erzürnten Götzen eine gewisse Zahl von schwarzköpfigen Stieren, und einige Getränke zu opfern; sie schlagen vor, eine größere oder kleinere Menge von Magiern mit ihren Weibern einzuladen, um den Göttern ein Opfer darzureichen, und sie versichern, daß das denselben gewiß

angenehm seyn würde. Alsbald tragen die Verwandten und Weiber des Kranken Sorge, um das, was der Dämonisirte verlangt hat, herbeizuschaffen. Sie tödten die bestimmten Stiere, und verspritzen das Blut derselben in die Luft gegen den Himmel; sie lassen eine Menge anderer Magier mit ihren Weibern herbeirufen, zünden viele Lichter an, und räuchern das ganze Haus mit Parfüms und Aloeholze. Fleischbrühe und wohlriechende Wasser spritzen sie in di Lüfte. Ist dies alles so in der Ordnung geschehen, so erheben die Versammelten abermals einen Lobgesang, dem Götzen der Gesundheit geweiht; das hält nun der Kranke für das Zeichen seiner Genesung. Diesen Lobgesang schreien die Magier so laut und wild durch einander her, daß man glauben sollte, sie würden ganz heischer davon. Ist das abermals geendigt, so wird der Götze aufs neue gefragt, ob er sich damit begnüge; antwortet er nun — durch das Organ des Dämonisirten — mit Nein, so bitten sie ihn, doch zu sagen, was noch zu thun sey, um seinen Zorn wieder zu besänftigen. Antwortet er aber, daß der Götze mit dem Dargebrachten sich begnüge; so setzen alsbald die Magier sich mit ihren Weibern zu Tische, und verzehren voll Freude über die gute Wirkung ihrer Gebete die den Götzen dargebrachten Speis- und Trankopfer. Nach Beendigung des Mahls begiebt sich jedes nach Hause, und trifft es nun, daß der Kranke durch den Beistand Gottes wieder gesund worden ist, so glauben diese Verblendeten

nichts gewisser, als daß man diese Wiedergenesung lediglich den Götzen zu verdanken habe.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Streit zwischen den Tataren und dem Könige Mien.

Im Jahr 1282 unserer Zeitrechnung brach wegen dem Königreiche Caraiam, von dem wir bereits die Beschreibung gaben, und dem Königreiche Botiam ein heftiger Krieg aus. Der große Chan schickte nämlich einen seiner vornehmsten Höflinge, Namens Nescordim, mit zwölf tausend Reutern ab, um die Provinz Caraiam gegen feindliche Angriffe zu decken. Dieser Nescordim war ein kluger und tapferer Mann; sein Heer bestand aus guten und geübten Soldaten. — Ueber dieses Heer geriethen die Könige von Mien und Bangala in die größte Unruhe, denn sie glaubten nichts gewisser, als daß es zur Eroberung ihrer Länder abgesendet sey. Sie sammelten daher ihre streitbaren Männer, welche aus etwa sechszigtausend Reutern und Fußvolk unter einander, begleitet von zweitausend Elephanten, bestanden. Die Elephanten trugen kleine befestigte Häuser, in deren jedem zehn bis zwölf der tapfersten Krieger sich verbargen. Mit dieser Armee nun näherte sich Mien der Stadt Bocia, bei welcher die

Armee der Tataren gelagert war; hier schlugen die Streiter des Königs ebenfalls ein Lager auf, und drei Tage hindurch verweilten sie, ohne etwas Arges zu wähnen, in dieser Stellung. Nescordim war nicht ohne Furcht, da man ihm die Nachricht von dem Anrücken einer so beträchtlichen Armee hinterbrachte; er faßte aber Muth, und baute auf die Tapferkeit seines, obschon kleinen, doch auserlesenen Heers. Er nahm sich also vor, dem Feinde mit Entschlossenheit entgegen zu rücken, und in dieser Absicht lagerte er sich in der Nähe eines großen Waldes, der voll der verwachsensten Bäume war; denn er sahe wohl ein, daß die, mit Häusern belasteten Elephanten denselben nicht durchbrechen und hier ihn angreifen konnten. Kaum vernahm der König Mien, daß die Tataren ihm entgegen rückten, so beschloß er, ihnen zuvor zu kommen. Dies geschah, und die Pferde der Tataren witterten kaum die Nähe der anrückenden Elephanten, so geriethen sie in Furcht, wurden scheu, und waren nicht vorwärts zu bringen. Das nöthigte die Tataren, von ihnen abzusteigen, sie, wo es sich traf, anzubinden, und zu Fuße dem vordringenden Feinde die Spitze zu bieten. Da nun Nescordims Soldaten in ihrer Avantgarde viele Maschinen zum Steinwerfen hatten, auch viele der besten Bogenschützen unter sich zählten, so schickten sie dem Feinde eine solche Menge von Pfeilen zu, daß die verwundeten Elephanten die Flucht nahmen, und mit großer Geschwindigkeit in den Wald sich stürzten. So viele Mühe

ihre Führer sich auch gaben, sie in den Streit zurück zu führen, so wenig gelang es ihnen; und die Thiere zerstreuten sich da und dorthin. Da sie nun durch das dichte Holz stürzten, so zertrümmerten sie zwischen den Bäumen die Festungen, welche sie trugen, und nöthigten die darin hausenden Krieger, sie zu verlassen. Kaum aber unterrichteten sich die Tataren von diesem Misgeschicke, so eilten sie zu ihren Pferden, schwangen sich darauf, und bestürmten so das Lager des Königs; dieser vertheidigte sich aber mit den Seinen auf das tapferste. Der Kampf war einer der blutigsten; auf beiden Seiten fiel eine Menge der tapfersten Krieger; endlich wurde das Heer Miens zur Flucht genöthigt; die Tataren setzten den Feinden nach, erlegten von ihnen noch viele, und trugen auf diese Art den vollständigsten Sieg davon. Dann gaben die Tataren sich Mühe, der im dem Walde zerstreuten Elephanten sich zu bemächtigen; doch, da diese Thiere schnell die Flucht ergriffen, wenn man sich ihnen näherte, so würden die Tataren sich ihrer nur wenige vergewissert haben, hätten sie nicht einige ihrer Gefangenen dazu mit angewendet, durch deren Hülfe es ihnen denn gelang, an 200 dieser Thiere einzufangen. Von dieser Zeit an begann der große Chan, sich der Elephanten im Kriege zu bedienen, welches vorher nicht statt gefunden hatte. — Einige Zeit nach dieser Schlacht unterwarf der Kublai sich vollends das Königreich Mien.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Von einem wilden Lande, und der Provinz Mien.

Wenn man das Land Caraiam verläßt, so naht man sich einer abschüssigen Gegend, und geht, an drei Tage lang, immer tiefer und tiefer. Hier ist alles menschenleer; aber man findet eine sehr ausgedehnte Ebene in dieser Gegend, auf welcher man eine Art von Messe hält, und daselbst alle Arten von Waaren verhandelt. Es kommen viele aus den benachbarten Gebürgen hieher, und bringen Gold mit sich, welches sie gegen Silber vertauschen, und zwar so, daß sie eine Unze Gold für fünf Unzen Silber geben, deshalb trägt man aus mehrern Ländern viel Silber hieher, und nimmt Gold dafür wieder mit sich zurück. Kein Fremder ist im Stande, die goldproduzirenden Gebürge selbst zu besteigen, denn der Weg in dieselben ist so steil, und so gefährlich, daß man durchaus das Leben dabei verlieren, und die Wohnungen der Einwohner nie erreichen würde. — Hierauf kommt man zur Provinz Mien, welche die mittägliche Gränze Indiens bildet. Diese Provinz ist sehr rauh, und voll von Wäldern und Gehölzen, in welchen außerordentlich viele Elephanten, Einhörner und wilde Thiere anderer Art, sich aufhalten, wo man aber umsonst nach einer menschlichen Wohnung sucht. —

Vier und vierzigstes Kapitel.

Von der Stadt Mien und dem königl. Grabmahle.

Nach einer Reise von 14 Tagen erblickt man die Stadt Mien, welche sehr groß und schön ist. Sie ist die Hauptstadt der gleichgenannten Provinz, und dem großen Chane unterworfen. Die Einwohner derselben dienen den Götzen, und haben ihre eigene Sprache. In dieser Stadt lebte ein sehr reicher König, der sich vor dem Tode ein prächtiges Grabmahl erbauen lies. Er lies nämlich in jeder Ecke des Mausoleums einen Thurm aus Marmor, zehen Schuhe hoch, und nach Verhältnis dick, erbauen; diese Thürme liefen nach Oben zu ganz ins Runde, und waren überall mit Golde bedeckt. Auf den Spitzen wurden mehrere kleine goldne Glocken angebracht, welche, vom Winde angeweht, ein zartes Geläute hören ließen. Dieses Grabmahl lies er aus keiner andern Absicht aufführen, als seinen Namen und sein Andenken in der Welt unsterblich zu machen. Da der Kublai die Stadt einnahm, so verbot er ausdrücklich die Beschädigung dieses Prachtgebäudes, das zu Ehren des verstorbenen Königs errichtet worden war; denn es ist unter den Tataren ein heiliger Grundsatz, die Ruhe der Todten nicht zu stöhren. Das Land ist voller Elephanten und wilder Ochsen, welche sehr groß und schön sind; es hat auch eine Menge von Hirschen, Dammhirschen und andern wilden Thieren. —

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Von Bangala.

Die Provinz Bangala macht die mittägliche Gränze Indiens aus. Da ich am Hofe des großen Chans lebte, hatte derselbe sie noch nicht unter seine Botmäßigkeit gebracht, wohl aber zu diesem Zwecke ein eigenes Heer in dieselbe ausgeschickt. Das Land wird von einem Könige regiert, und seine Einwohner haben ihre eigene Sprache. Sie sind alle dem Götzendienste ergeben. Ihre Nahrungsmittel bestehen aus Fleische, Reis und Milch. Man baut in dem Lande außerordentlich viel Seide, und treibt damit einen wichtigen Handel. Gewürze, Galanga, Ingwer und Zucker baut man ebenfalls im Ueberflusse, und auch an mehrern Arten von wohlriechenden Dingen fehlt es nicht. Es giebt da große Ochsen, die so dick, nicht aber so hoch wie Elephanten sind. Man pflegt hier häufig Verschnittene zu machen, und mit denselben in mehrern Ländern Handel zu treiben.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Von der Provinz Cangigu.

Nachdem man die ebengenannte Provinz verlassen, und sich gegen den Morgen gewendet hat, so gelangt man in

das Land Ca'ngigu, das ebenfalls einen eignen König und eine besondere Sprache hat. Die Einwohner treiben Abgötterei, und sind dem großen Chane tributbar; ihr König hat einen Harem von etwa 300 Weibern. — In dieser Provinz wird viel Gold gefunden; sie ist auch reich an Räucherwerke; doch, da sie sehr weit vom Meere liegt, so läßt sich beides nicht leicht ausführen. Man hat auch eine Menge von Elephanten, und treibt Jagd auf alle Arten von wilden Thieren. Die Einwohner haben Milch, Fleisch und Reis zu ihren Lebensmitteln; Wein fehlt ihnen gänzlich; an seiner Statt bereiten sie sich ein sehr gutes Getränke aus Reis und Gewürzen. Manns- und Weibspersonen pflegen sich das Gesicht mit verschiedenen Farben zu bemahlen; doch nicht allein dieses, auch der Hals, die Hände, der Bauch und die Beine werden übertüncht mit Figuren von Löwen, Drachen und Vögeln. Sie wissen diese Figuren so fest aufzutragen, daß man solche nur mit großer Mühe verlöschen kann, und wer recht viel solcher Bilder an besagten Theilen des Körpers hat, der gilt für schön und reizend.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Von der Provinz Amu.

Die Provinz Amu liegt gegen Morgen, und ist dem großen Chane der Tatarei unterthan; ihre Einwohner sind Götzendiener, und sprechen ihre besondere Sprache. Man findet bei ihnen beträchtliche Viehheerden aller Art, und sie haben an allem Ueberfluß, was nöthig ist zum menschlichen Leben. Die vielen schönen Pferde des Landes werden stark nach Indien verhandelt. Auch Ziegen und Ochsen sind hier im Ueberflusse vorhanden, weil das Land voll der trefflichsten Viehweiden ist. Männer und Weiber tragen Armbänder von Gold und Silber von einem sehr hohen Preise.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Von der Provinz Tholomann.

Acht Tagereisen gegen Morgen von der vorigen entfernt liegt die Provinz Tholomann. Auch sie ist dem Kublai zuständig; auch ihre Einwohner bedienen sich einer besondern Sprache, und dienen den Götzen. Männer und Weiber sind sehr wohl gestaltet, jedoch braun von Farbe. Der Boden ist hier außerordentlich fruchtbar, und das Land ist

voller Schlösser und bevestigter Städte. Die Einwohner sind in den Waffen geübt, und äußerst kriegerisch. Ihre Todten verbrennen sie; die Asche derselben sammeln sie aber auf, so wie die Knochen, und begraben sie in Berghöhlen, damit weder Menschenhände, noch Thierklauen ihnen etwas zu Leide thun können. Es wird hier vieles Gold gefunden, und man bedient sich der im Meere gefischten Goldkörner auch blos als Münze.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Von der Provinz Gingui.

Wendet man sich von dem ebenbeschriebenen Lande nach Morgen, so stößt man auf die Provinz Gingui. Der Weg führt alsdann zwölf Tage lang an den Ufern eines Flusses hin und zur Stadt Sinuglu, die sehr groß und wichtig ist. Sie steht unter der Herrschaft des großen Kublai, so wie das ganze Land selbst. Auch ihre Einwohner treiben Abgötterei. — Hier fertigt man schöne Zeuge aus Baumbast, und macht aus denselben Sommerkleidungen. — Löwen giebt es hier im Ueberflusse, und deshalb wagt es keine Seele, bei Nachtzeit seine Wohnung zu verlassen, denn diese Thiere zerreißen und verschlingen alles, was ihnen in

den Weg kommt. Wegen ihnen pflegt man nicht einmal die Schiffe, die den Fluß auf- und abfahren, an den Ufern desselben fest zu machen; denn die Löwen würden während der Nächte entern und alles fressen, was darauf befindlich ist. Doch so groß und wild diese Löwen auch sind, so weiß man doch sich ihrer zu bemächtigen. Man hat nämlich eine Art so großer und kühner Hunde in dem Lande, welche vor ihnen keine Furcht äußern, sondern sie muthig bekämpfen; und es ist daher nichts seltenes, daß ein Mann zu Pferde, mit seinem Bogen und zweier solcher Hunde versehen, einen Löwen überwältigt. Denn, sobald als die Hunde den Löwen wittern, so laufen sie bellend auf sie zu; und wenn sie von dem Jäger sich unterstützt sehen, so pakken sie denselben von Hinten bald da, bald dort, wiewohl dieser keine Zeit verliert, mit seinen Tatzen um sich herum zu schlagen, um die Angreifenden damit zu Boden zu strecken. Diese wissen den Streichen jedoch stets zu entgehen, und werden nur selten von ihm verwundet. Während nun das Thier mit den Hunden im Streite ist, so sucht der Reuter ihm einen seiner Pfeile beizubringen; der Löwe, der nun fürchtet, das Bellen der Hunde dürfe mehrere Feinde herbeiführen, nimmt alsbald die Flucht. Gelingt es ihm, einen Baum zu erreichen, so stellt er sich, um den Rücken frei zu haben, vor denselben, gleichsam wie in eine Festung, und vertheidigt sich von neuem, mit weniger Mühe, gegen die Hunde. Der herbeieilende Reuter

sucht ihn aber wiederholt mit Pfeilen zu verwunden, und bereitet so die Niederlage des Löwen. Dieser wird die erhaltenen Wunden nicht eher inne, bis er nahe daran ist, zu sinken. — Das Land hat viel Seidenbau, und mit dem Produkte wird in andern Ländern von den Kaufleuten ein sehr wichtiger Handel getrieben. —

Funfzigstes Kapitel.

Von den Städten Cacausu, Canglu und Ciangli.

Wenn man die Provinz Cingui verlassen hat, so stößt man auf eine Menge von Städten und Schlössern, und kommt man vier Tagereisen weiter, so erreicht man die sehr schöne Stadt Cacausu, welche südlich von der Provinz Kathai liegt, und in ihrem Umkreise starken Seidenbau hat. Aus diesem Produkte weben die Einwohner sehr schöne Stoffe; auch leinene und goldbrocatne Zeuge verfertigen sie. Reißt man noch drei Tage weiter gegen Mittag, so stößt man auf eine zweite große Stadt, welche den Namen Canglu führt, und viele Salzwerke hat; denn ihr Boden ist voller Salztheile. Sie gewinnen dieses Produkt auf folgende Art: Sie werfen das Erdreich in kleine Haufen auf, dann gießen sie Wasser darüber hin, um die Salz-

theile zu Boden zu schwemmen; dieses wiederholen sie, und dann kochen sie die salzige Masse so lange, bis solche sich verdickt hat, und nun die Gestalt des Salzes annimmt. Fünf Tagereisen von der genannten Stadt liegt eine dritte, Namens Ciangli; diese wird von einem großen Flusse durchschnitten, der sehr geschickt zur Schiffahrt ist, und gute Ankerplätze darbietet; denn dieser Ort ist eine berühmte Handelsniederlage.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Von den Städten Tadinfu und Singuimatu.

Geht man noch weiter mittäglich, und hat fünf Tagereisen, von letzterer Stadt aus, zurückgelegt, so gelangt man zu der großen Stadt Tadinfu, die ehemals ihren eigenen König hatte, jetzt aber den Staaten des Kublai Chans einverleibt ist. Von ihr hängen noch vierzig andere Städte ab, die sämmtlich schöne Pflanzungen haben. Macht man aber noch drei Tagereisen gegen Mittag, so kommt man zu einer andern merkwürdigen Stadt, welche Singuimatu heißt. Nahe bei derselben wälzt ein großer Fluß sich, in zwei Betten, gegen Mitternacht, und gegen Morgen zu; den einen Arm leiteten die Einwohner nach Mangi, den

andern nach Kathai. Auf diesem Doppelflusse fährt eine große Anzahl von kleinen Schiffen mit Kaufmannsgütern auf und ab. — Macht ihr von dieser Stadt aus in das mittäglichere Land eine Reise von zwölf Tagen, so begegnet ihr unzähligen Städten und Dörfern, wo man immerwährende Märkte hält. Die Einwohner sind Götzendiener und Unterthanen des Tatarchans.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Von dem großen Flusse Caromoram, wie auch den Städten Corgangui und Caigui.

Verfolgt man den zuerst von uns bezeichneten Weg, so stößt man auf den außerordentlich großen Fluß Caromoram, welcher in dem Königreiche des Priesters Johann seinen Ursprung nehmen soll. Er ist nicht weniger als eine (franz.) Meile breit, und tief genug, um die größten Schiffe zu tragen. Auch sehr fischreich ist derselbe. Nicht weit von dem Ausflusse dieses Stroms in den Ozean hält eine Flotte von wohl 15,000 Schiffen, die dem großen Chane gehören, und vermittelst welcher er sich immer im Stande befindet, nach den benachbarten, ihm unterworfenen Inseln, im Falle der Noth eine Armee transportiren zu

können. Unter diesen Schiffen giebt es welche, die groß genug sind, um funfzehn Pferde und eben so viele Menschen mit ihrer ganzen Ausrüstung, und den nöthigen Lebensmitteln tragen zu können. Ueberdies ist ein jedes Schiff noch mit etwa zwanzig Matrosen bemannt. Ganz nahe bei dem Orte, wo diese Flotte stationirt, liegen am Ufer des Flusses die beiden Städte Corangui und Caigui. Man passirt hier den Fluß, und kommt nun in die Provinz Mangi, deren Beschreibung den Inhalt der folgenden Kapitel ausmachen wird.

Drei und funfzigstes Kapitel.

Von der Provinz Mangi und ihrem Könige.

Diese Provinz hat einen König gehabt, der Facfur heißt, reich und mächtig war, und welchen in dieser Zone nur der große Tatarchan an Macht übertreffen mochte. Sein Reich war sehr gut befestigt, er hielt es deshalb für unüberwindlich, und fürchtete keinesweges die Einfälle seiner Nachbarn; aber aus diesem Grunde verfiel sowohl der König als sein Volk in Weichlichkeit und Sorglosigkeit. Die Städte waren von breiten, mit Wasser angefüllten, Gräben umschlossen. Sie hielten keine Pferde, weil sie glaubten, daß für sie nichts zu fürchten sey, und der König

lebte in Lust und Freuden. Ihn umgaben beständig an tausend Schmarotzer; eine beträchtliche Leibwache beschützte seine Person. Bei alledem war er aber gerecht; er wußte den Frieden zu erhalten, und liebte die Barmherzigkeit; kein Mensch wagte es, seinen Nächsten zu beleidigen; niemand störte die brüderliche Freundschaft; denn beide würden der gewissen Strafe nicht entgangen seyn. Es herrschte in diesem Reiche eine so vollkommne Einigkeit, daß die Handwerksleute ihre Buden des Nachts über oftmals offen ließen, ohne daß sie fürchteten, bestohlen zu werden. Reisende und Fremde konnten ohne Gefahr im ganzen Königreiche Tag und Nacht hindurch reisen. Der König war fromm, und wohlthätig gegen die Armen; dem Dürftigen war seine Unterstützung immer gewiß. Er lies alle Findelkinder versorgen, die man ihm brachte, und deren Zahl in manchem Jahre nicht unter 20,000 gewesen seyn soll. Auf seine Kosten wurden sie ernährt und erzogen. Es ist in diesem Lande nichts ungewöhnliches, daß die Armen Leute ihre Kinder aussetzen, und daß die Reichen sie aufnehmen und erziehen. Der König pflegt solche zum Theil unter seine Großen, besonders an jene zu vertheilen, denen eigne Kinder fehlen; die Findlinge werden dann von den letztern adoptirt. Jene, welche er auf eigene Kosten erziehen läßt, verheurathet er in der Folge, und stattet sie aus seinem Schatze aus.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Auf was für Weise der chanische General Baian die Provinz Mangi unter die Herrschaft seines Herrn brachte.

Im Jahre 1268 der christlichen Zeitrechnung lies der Kublai Chan die Provinz Mangi mit einer Armee überziehen, und sich solche unterwerfen. Sein dahin gesandtes Heer bestand theils aus Reutern, theils aus Fußgängern, über welche der Baian = Chinsan den Oberbefehl hatte; der Name dieses Anführers heißt auf deutsch: Licht von hundert Augen; gleichsam, als wenn Baian hundertäugig gewesen wäre. Kaum war dieser Feldherr in besagte Provinz eingerückt, so belagerte er auch schon die Stadt Coninganguí, und forderte sie auf, sich der Herrschaft des Kaisers, seines Herrn, zu unterwerfen. Da die Einwohner hiezu sich aber nicht bequemten, so hob er, ohne der Stadt Schaden zugefügt zu haben, die Belagerung auf, und zog vor eine zweite Stadt. Auch diese weigerte sich, seiner Aufforderung Gehör zu geben, und er begab sich vor eine dritte, vor eine vierte, und vor eine fünfte, und fand vor keiner ein geneigtes Ohr. Nun rückte er vor die sechste, stürmte sie, und eroberte solche. Ein gleiches that er bei andern, und so hatte er in kurzer Zeit sich ein ganzes Dutzend von Städten unterworfen. Denn sein Heer

bestund aus den tapfersten Kriegern; demungeachtet sandte ihm der Chan eine zweite Armee von nicht minder guten Soldaten nach. Dies brachte einen großen Schrecken in die Provinz Mangi, und machte die Einwohner muthlos. Nun lies Baian seine Krieger vor die Hauptstadt Quinsai, in welcher der König von Mangi seine Hofhaltung hatte, rücken. Der König sahe wohl, daß dem Muthe der vordringenden Tataren nichts widerstehen könne; er überlies sich also der Schwachheit der Furcht, und flüchtete sich auf gewisse, unbezwingbare Inseln, wohin ihm eine Menge von Schiffen folgte, und das Heer seiner Höflinge und Koncubinen. Seiner Gemahlin aber, in deren Talente er großes Zutrauen setzte, überlies er die Vertheidigung von Quinsai. In der That vertheidigte diese Königin sich mit einer Tapferkeit, die ihrem Geschlechte ganz fremd ist, und wandte alles an, was zur Rettung der Stadt dienlich schien. Doch, da man sie von dem wunderbaren Beinamen des tatarischen Heerführers unterrichtete, so begann ihr Muth auf einmal zu sinken: denn unglücklicherweise hatten ihr Astrologen und Magier einige Zeit vorher prophezeiht, daß Quinsai nur von einem Menschen, der hundert Augen habe, erobert werden könne. Da es nun ganz gegen die Gesetze der Natur lief, daß ein Mensch mit hundert Augen ausgestattet seyn könnte; da es aber gleichwohl mit der Prophezeihung übereinstimmte, so schickte die Königin dem Generale Gesandte entgegen, und übergab

ihm willig die Stadt und mit ihr das ganze Land; denn es schien ihr unmöglich, dem Schicksale noch widerstehen zu können. Kaum, daß der Entschlus der Königin verlautete, so stimmte das ganze Land ihr bei; nur die einzige Stadt Sanifu beschloß, der Uebermacht zu widerstehen. Auch hielt sie sich in der That drei ganzer Jahre lang. Die Königin begab sich inzwischen an den Hof des Kublai, der König aber blieb auf seinen Inseln, und beschloß auf ihnen den Ueberrest seines Lebens. —

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Von der Stadt Conigangui.

Die erste Stadt, welche beim Eintritte in die Provinz Mangi, in die Augen springt, ist Conigangui. Sie ist groß, und ihrer Reichthümer wegen berühmt. Sie liegt an dem Flusse Caromoram, auf welchem sie starke Schiffahrt treibt. Man fabrizirt hier auch vieles Salz, und versorgt damit vierzig andere große Städte. Der große Chan zieht hieraus beträchtliche Einkünfte. Die Einwohner der Stadt und Gegend sind dem Götzendienste ergeben, und pflegen ihre Todten zu verbrennen. —

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Von den Städten Panchi und Chain.

Wendet man sich von Coniganqui aus gegen Mitternacht, und legt eine einzige Tagereise zurück, so gelangt man nach Panchi, einer großen, schönen und viel Handlung treibenden, Stadt. Sie hat Ueberfluß, nicht allein an Seide, sondern auch an allen andern, was zum Leben erfordert wird; in ihr gelten die Münzen des großen Chans. Die ganze Straße zwischen Coniganqui und Panchi ist mit schönen Steinen auf beiden Seiten ausgelegt, und dies ist die einzige, welche in die Provinz Mangi führt. Noch einen Tag weiter hin liegt die Stadt Chain; auch sie ist schön; in der Gegend giebt es viele Fische, wilde Thiere und Jagdvögel.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Von der Stadt Tingui.

Eine Tagereise von Chain liegt die Stadt Tingui; sie hat, obschon solche nicht unter die großen Städte gehört, von allem im Ueberflusse, was zum menschlichen Leben nöthig ist. Da sie nicht fern vom Ozeane liegt, so giebt es hier beständig eine Menge von Schiffen. Zwischen ihr und

dem Meere liegen mehrere Salinen, welche bis nahe an die Stadt reichen. Legt man von hier aus abermals eine Tagereise zurück, und wendet sich gegen Mitternacht, so erreicht man eine sehr schöne Stadt, die in der herrlichsten Gegend der Welt liegt, und sieben und zwanzig andere Städte unter sich hat. In dieser Stadt habe ich, Marco Paolo, drei Jahre lang für den großen Chan das Kommando geführt. —

Acht und funfzigstes Kapitel.

Einnahme der Stadt Sianfu durch Maschinen.

Gegen Abend liegt ein Land, welches Navigui heißt, reich und angenehm ist. In ihm macht man eine große Menge seidener Zeuge mit Gold vermischt; auch Getraide wächst hier im Ueberflusse. Die Hauptstadt dieses Landes führt den Namen Sianfu; zwölf andere Städte sind in ihrer Abhängigkeit. Diese Stadt wurde drei Jahre lang von den Tataren belagert, ohne daß sie von ihnen erobert werden konnte. Dies geschah zu der Zeit, da die Tataren sich die ganze Provinz Mangi unterwürfig machten. Denn diese Stadt ist ringsum von Sümpfen umgeben, und nur von der Mitternacht-Seite kann man ihr beikommen. Wäh-

rend der Belagerung der Tataren erhielt sie immerwährend Lebensmittel zur See, worüber der große Chan sehr misvergnügt wurde. In derselben Zeit trafen wir, ich, mein Vater und mein Onkel an dem Hofe des großen Kublai ein, und wir riethen ihm, sich dieser Stadt in kurzer Zeit vermittelst gewisser Maschinen zu bemächtigen. Der Gebrauch derselben war in der Tatarei noch völlig unbekannt. Unser Rath wurde angenommen, und alsbald ließen wir durch christliche Zimmerleute drei Maschinen errichten, welche so groß waren, daß man mit ihnen Steine von drei Centnern werfen konnte. Nachdem wir sie probirt hatten, so wurden sie auf Schiffe geladen, und der Armee zugesendet. Man baute sie vor der Stadt Siansu auf, und fing an, sie mit solchem Nachdrucke spielen zu lassen, daß schon der erste Stein ein ganzes Haus in der Stadt zerstörte. Die Tataren staunten höchlich über die großen Wirkungen dieser Maschinen, und die Einwohner der Stadt sahen wohl, daß sie nun mitten in ihren Wohnungen vor dem Tode nicht sicher wären; sie entschlossen sich also zur Uebergabe und zur Unterwürfigkeit, um nur einer gänzlichen Vernichtung zu entrinnen. —

Neun und funfzigstes Kapitel.

Von der Stadt Singui und einem großen Flusse.

Man rechnet von Sianfu bis zu der Stadt Singui funfzehn (franz.) Meilen; und wiewohl diese letztere nicht sehr groß ist, so hat sie doch eine beträchtliche Anzahl von Schiffen. Sie ist an die Ufer eines sehr großen Flusses gebaut, der an Größe in der Welt nicht seines Gleichen hat, und dessen Name Quiam ist. Seine Breite ist an manchen Orten 10, an andern 8 und an verschiedenen auch nur 6 (franz.) Meilen; seine Länge aber beträgt an die hundert Tagereisen. Auf ihm wogen immer Schiffe in Menge auf und ab; ihre Zahl ist so groß, daß man ihr gar nichts vergleichen kann. In der Stadt selbst wird eine große Messe gehalten, auf welche man vermittelst des genannten Flusses, Waaren aus allen Gegenden der Welt bringt. An den Ufern dieses Flusses prangen noch an 200 andere Städte; denn er benetzt an 16 verschiedene Provinzen; und keine ist unter ihnen, die nicht wenigstens 5000 Schiffe habe. Die größten Schiffe dieses Landes sind mit einem einzigen Verdecke versehen; auch haben sie nicht mehr als einen Mast. Nur zu den Masten und Segeln bedient man sich hier der hänfenen Stricke; aber die Taue und die andern Seile flechten sie aus Rohr, mit denen man auch die Schiffe ans Ufer zu ziehen pflegt. Dieses Rohr, welches etwa 15 Fuß lang seyn kann, zerschneiden sie; dann sam-

meln sie den Abgang davon auf, drehen es, und machen daraus sehr lange Seile, denn ihre Länge beträgt oft 300 Fuß. Und die daraus gefertigten Taue sind weit dauerhafter als die hänfenen. —

Sechszigstes Kapitel.

Von der Stadt Caigui.

Dieses ist eine kleine Stadt, welche auf dem südöstlichen Ufer des genannten Flusses liegt. In ihrer Nachbarschaft wächst außerordentlich viel Getraide und Reis, welche man häufig bis an den Hof des großen Chans verführt. Denn zwischen hier und der chanischen Residenz giebt es mehrere Seen; diese hat der Chan mit einander verbinden lassen, und dadurch zwischen beiden Städten eine bequeme und leichte Kommunication eröffnet; obschon mehrere Schiffe zuweilen genöthigt sind, auszuladen, und bis zur nächsten See, wo andere Fahrzeuge zum weitern Transporte liegen, die Güter auf der Achse fortgeschaft werden müssen. Nicht weit von Caigui befindet sich auch eine gewisse Stadt, die mitten auf den Fluß gebaut ist, und wo man ein Mönchskloster findet, in welchem den Göttern gedient wird. Dieses ist unter allen heidnischen Klöstern das vorzüglichste.

Ein und sechszigstes Kapitel.

Von der Stadt Eingiansu.

Eingiansu liegt ebenfalls in der Provinz Mangi. Sie hat viele Manufacturen in goldnen und seidnen Waarenartikeln. Die nestorianischen Christen haben darin ihre Kirchen, die von dem Nestorianer Masarcis ihnen erbaut worden sind. Dieser Masarcis hatte, im Namen des grossen Chans, während des Jahrs 1288 das Kommando der Stadt.

Zwei und sechszigstes Kapitel.

Von der Stadt Eincingui und der Niedermetzlung ihrer Einwohner.

Wenn man die Stadt Eingiansu drei Tagereisen im Rükken hat, so kommt man nach Eincingui; aber unterweges geht man durch viele Städte und Dörfer, in denen man vielen Handel in allen Arten von Waaren treibt, und wo die Einwohner sich zum Götzendienste bekennen. Die Stadt Eincingui ist groß, reich und mit allem versehen, was zu den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nur irgend erfordert wird. Da Baian, der General der Tataren, die Provinz Mangi unterwarf, schickte er gewisse Christen,

die man Alarianer nennt, in diese Stadt; diese hier setzten ihr nicht wenig zu, und zwangen die Einwohner bald genug zur Uebergabe. Da sie nun in die Festung einrückten, so thaten sie keiner Seele etwas zu Leide, denn alle Welt unterwarf sich dem großen Chane mit willigem Herzen. Weil sie jedoch einen großen Vorrath der trefflichsten Weine darin vorfanden, so konnten sie der Versuchung nicht widerstehen; sie betranken sich, und in ihrer Trunkenheit dachten sie nicht daran, die nöthigen Wachen auszustellen. Kaum aber wurden die schlauen Einwohner dieses inne, so stürzten sie auf die Trunkenen los, und tödteten sie im Schlafe bis auf den letzten Mann. Da Baian hievon unterrichtet wurde, sandte er eine zweite Belagerungs-Armee ab, lies die Stadt vom neuen erobern, und ihre Einwohner dann, aus Rache, sämmtlich über die Klinge springen.

Drei und sechszigstes Kapitel.

Von der Stadt Singui.

Singui ist eine große und schöne Stadt, deren Umfang leicht 60 (franz.) Meilen betragen kann; sie ist außerordentlich bevölkert, welches von der ganzen Provinz Mangi gilt. Ihre Einwohner sind aber nicht kriegerisch; dagegen

dem Handel und den Künsten ergeben. Man zählt unter ihnen viele Aerzte und Weltweise. In dieser einzigen Stadt giebt es an sechs tausend steinerne Brücken, deren Bogen so hoch sind, daß die großen Schiffe, ohne ihre Maste niederlassen zu müssen, bequem unter ihnen hinfahren können. In der Gegend wächst viel Rhabarber und Ingwer. Sechszehn andere Städte befinden sich unter der Oberherrschaft von Singui; alle sind sie dem Handel ergeben. Die Einwohner tragen seidne Kleider, denn man fertigt hier die trefflichsten Stoffe aus Seide, und in großer Menge. Das Wort Singui bedeutet so viel als: die Stadt der Erde; denn man findet eine andere Stadt, welche Quinsai, oder die Stadt des Himmels heißt. Beides sind sehr wichtige Städte in dem Oriente.

Vier und sechszigstes Kapitel.

Von Quinsai.

Diese Stadt liegt von der eben beschriebenen fünf Tagereisen entfernt. Ihr Name bedeutet, wie gesagt, so viel, als Stadt des Himmels. Sie ist eine der größten auf der Welt. Ich, Marco Paolo, habe in ihr mich aufgehalten und sie, nebst den Gewohnheiten und Sitten ihrer

Einwohner aufs genaueste beobachtet. Deshalb will ich in wenigen Worten das, was ich sahe und erfuhr, hier wieder erzählen. Der Umfang dieser Stadt beträgt 100 (fr.) Meilen. In ihr befinden sich 12,000 steinerne Brücken, deren Bogen gleicherweise so hoch sind, daß unter ihnen hin die größten Schiffe mit ausgespannten Segeln fahren können. Sie ist, fast auf die Art, wie Venedig, in einen Sumpf gebaut; so, daß es, ohne ihre vielen Brücken unmöglich seyn würde, von einer Straße in die andere zu kommen. Die Anzahl ihrer Künstler und Kaufleute ist so groß, daß es fabelhaft klingen würde, wenn ich sie nennen wollte. Die Meister arbeiten nicht selbst; hierzu haben sie ihre Gesellen. Die Einwohner dieser Stadt führen ein herrliches Leben; besonders die Frauenzimmer, und deshalb scheinen sie auch reizender als irgendwo anders. Auf der mittäglichen Seite der Stadt befindet sich innerhalb ihrer Mauern ein See, dessen Umfang nicht weniger als 30 (fr.) Meilen beträgt. Auf diesen See sind viele Lusthäuser der Vornehmen gebaut, und von außen und innen aufs herrlichste verziert. An Götzentempeln fehlt es hier ebenfalls nicht. In dem Mittelpunkte der See ragen zwei kleine Eilande hervor, und auf einem jeden derselben erblickt man einen glänzenden Pallast, in denen alle Geräthschaften, die zu großen Festlichkeiten nöthig sind, aufbewahrt werden. Denn die vornehmen Bürger geben die glänzendsten Gastmahle, und führen ihre Gäste an diesen Ort, um sie mit

desto mehr Gepränge empfangen zu können. Die Stadt Quinsai hat die prächtigsten Gebäude aufzuweisen; auch giebt es in jeder Straße einen Thurm zu gemeinem Gebrauche, wohin bei Feuersgefahren die Sachen gerettet werden. Weil die Stadt sehr viele hölzerne Gebäude hat, so sind auch Feuersbrünste in ihr nichts seltenes. Die Einwohner sind Heiden; sie essen das Fleisch der Hunde, der Pferde, und mehrerer unreinen Thiere; die Münzen des großen Chans sind bei ihnen im Course. Um diese Stadt im Zaume zu halten, hat der Kublai ihr eine starke Garnison gegeben; zur Verhinderung der Diebstähle und Meuchelmorde ist auf jeder Brücke eine Wache von zehen Mann, während der Nacht, aufgestellt. In dem Umkreise der Stadt befindet sich auch ein Berg; auf der Spitze desselben ragt ein Thurm in die Wolken, und auf diesem Thurme sind große hölzerne Tafeln angebracht. Geschieht es nun, daß die Feuerwächter in irgend einem Theile der Stadt Feuer entdecken, so schlagen sie mit hölzernen Hämmern auf diese Tafeln, welches einen so gewaltigen Ton von sich giebt, daß er in der ganzen Stadt sogleich vernommen werden kann. Dieser Tafeln bedient man sich auch, wenn Aufruhr entsteht. Alle Gassen der Stadt sind mit Steinen gepflastert, und deshalb sehr reinlich. Sie hat auch über 3000 Bäder, worin die Menschen sich reinigen, denn auf die Reinlichkeit des Körpers setzt dieses Volk alles. Von dem Ozeane ist die Stadt 25 (franz.) Meilen entfernt, und

sie liegt gegen Morgen: hier ist die Stadt Consu an den Strand des Meers gebaut. An diesen Ort kommt von Zeit zu Zeit eine zahllose Menge von Schiffen aus Indien und andern Ländern. Der Fluß nimmt von Quinsai seinen Lauf nach diesem Hafen; er ist stets von Schiffen bedeckt, welche alle Arten von Waaren führen. Da die Provinz Mangi sehr ausgebreitet ist, so hat der große Chan sie in neun Königreiche getheilt, und auch jedes mit einem Könige versehen. Sie alle sind sehr mächtig, bei alledem aber dem großen Kublai tributbar; sie müssen ihm alljährlich Rechenschaft von ihrer Verwaltung geben, und einen ansehnlichen Tribut zahlen. Einer dieser Könige wohnt zu Quinsai, und gebietet über hundert und vierzig Städte. Die ganze Provinz Mangi faßt nicht weniger als zwölf hundert Städte in sich. In einer jeden derselben hat der Chan Garnison, um die Einwohner stets in Unterwürfigkeit zu behalten. Diese Besatzungen bestehen immer aus zusammengebrachten Menschen mehrerer Völker, die aus verschiedenen Armeen zu diesem Zwecke ausgehoben worden sind. In diesen Ländern, vorzüglich aber in der Provinz Mangi widmet man sich mit großer Begierde dem Studium des Laufes der Sterne. Wird ein Kind gebohren, so sieht man genau darauf, und schließt von der Natur des Planeten, unter dem es die Welt erblickte, auf dessen künftige Begegnisse. Nach diesen astrologischen Beobachtungen pflegt man alle Handlungen im bürgerlichen Leben einzurichten;

vorzüglich befragt man solche bei vorhabenden Reisen. Es ist ferner gebräuchlich, daß, wenn Jemand stirbt, die Verwandten sich in Säcke hüllen, und so den Leichnam tragen, und dabei Gesänge anstimmen. Auf Papier mahlen sie Abbildungen von Knechten, Mägden, Pferden und Münzen, und verbrennen dies mit dem Körper des Verstorbenen. Sie sind in der Meinung, daß der Todte in jenem Leben alles das in der Wirklichkeit haben werde, was sie gemahlt ihm mitgeben. Dann lassen sie verschiedene Instrumente ertönen, und meinen, die Götter würden mit derselben Ceremonie den Verstorbenen in ihrer Welt empfangen. In der Stadt Quinsai befindet sich ein äußerst prachtvoller Pallast, worin ehemals der König Facfur residirte. Die äußere, denselben beschützende Mauer, bildet ein Viereck, und enthält 10 Meilen im Umfange. Ihre Dicke ist nach Verhältnis. In dem Innern dieser Mauer giebt es treffliche Gärten, in denen die köstlichsten Früchte wachsen. Auch Springbrunnen und fischreiche Teiche fehlen nicht. In der Mitte steht der Pallast des Königs, dessen wir eben gedachten; er ist sehr weitläuftig und schön, und schließt zwanzig Höfe, einer so groß wie der andere, in sich. In jedem dieser Höfe können füglich 10,000 Personen sich aufhalten. Alle diese Höfe sind königlich bemahlt und ausgeschmückt. Uebrigens nimmt man an, daß zu Quinsai 600,000 Familien, jede aus dem Hausvater, der Mutter, den Kindern, Dienstleuten rc. bestehend, woh-

nen. Nur eine einzige christliche Kirche befindet sich in dieser Stadt; sie gehört den Nestorianern. Noch findet hier, und in ganz Mangi, folgende Gewohnheit statt: Wenn jemand ein Haus bewohnt, so schreibt er an dessen Thür seinen Namen, den Namen seiner Weiber, Kinder, Diener rc. selbst die Zahl der Pferde; geschieht es nun, daß jemand in dem Hause mit Tode abgeht, oder daß er seine Wohnung mit einer andern wechselt, so pflegt man vor der Thür dessen Namen abzulöschen. Auch die Namen der neugebornen, oder adoptirten Kinder werden an die Thür geschrieben. Durch dieses einfache Mittel kann man sich leicht von der Gesammtzahl der Einwohner unterrichten. Die Wirthe bemerken ebenfalls an den Thüren die Namen der Fremden und Reisenden, die bei ihnen logiren, so wie den Tag und Monath, an welchem sie angekommen sind. —

Fünf und sechszigstes Kapitel.

Von den Einkünften des Chans aus der Stadt Quinsai und der Provinz Mangi.

Vom Salze, welches man zu Quinsai und deren Gebiete verfertigt, zieht der große Chan jährlich die Summe von 80 Myriadesd'or; von andern Dingen, besonders von Kaufmannswaaren, erhält er so viel, daß es kaum

auszusprechen ist. Diese Provinz bringt eine große Quantität von Zucker und andern Gewürzen mehr, hervor. Der große Chan empfängt von hundert Maas der letztern drei und ein halbes, und eben so viel, nach Verhältnis, von allen andern Kaufmannsgütern. Eine nicht minder beträchtliche Revenüe bezieht er von dem Weine aus Reis und Gewürzen; auch die Handwerker müssen ihm Abgaben entrichten. Von hundert Ellen seidenen Zeuge, die in der Provinz in Menge produzirt werden, fließen ebenfalls 10 Ellen in seinen Schatz. Ich habe einmal eine Berechnung über alles, was der große Chan jährlich aus der Provinz Quinsai zieht, machen sehen: Obschon dieses nur der neunte Theil von Mangi ist, so trägt sie ihm doch, selbst wenn man das Salz hinwegrechnet, an 15 Millionen Goldstücke, und 600,000 Livres ein.

Sechs und sechszigstes Kapitel.

Von der Stadt Tampingui.

Wenn man von Quinsai abreißt, und gegen Mitternacht sich wendet, so stößt man durchgängig auf schöne und wohlunterhaltene Pflanzungen, bis man endlich nach einer zurückgelegten Tagereise, zu der sehr schönen, und sehr merkwürdigen Stadt Tampingui kommt. Wendet man

von hier aus sich abermals nördlich, so gelangt man, nach drei Tagereisen zu vielen Städten und Schlössern, welche alle so nahe an einander liegen, daß man in Versuchung geräth, sie für eine einzige große Stadt zu halten. Die Gegend hat vielen Ueberfluß an Lebensmitteln; es wächst daselbst auch Rohr, welches 15 Fuß hoch, und vier Zoll dick ist. Geht man noch drei Tagereisen weiter, so erblickt man die Stadt Gengui; auch sie ist schön und groß. — Mitternächtlich von hier aus führt der Weg, drei Tage lang, durch noch viele andere Städte und Schlösser. Die Gegend ist übrigens mit Löwen, die sehr groß und wild sind, bevölkert; aber weder hier noch in der Provinz Mangi findet man Schaafe. Dagegen ist dieses Land reich an Ochsen, Pferden, Böcken, Schweinen und andern Hornvieh mehr. Setzt man noch vier Tage lang den Stab vorwärts, so gelangt man in die schöne Stadt Ciangiam, die auf einem Berge liegt. Dieser Berg theilt einen Fluß in zwei Arme, die ihren Lauf dann von den ganz entgegengesetzten Seiten nehmen. Endlich kommt man nach dreien Tagereisen vom letztgenannten Orte, zu der Stadt Cugui, welches die letzte unter Quinsai stehende Stadt ist. —

Sieben und sechszigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Fugui.

Hat man die Stadt Cugui im Rücken gelassen, so führt der Weg in das Königreich Fugui. In diesem wird man sechs Tage lang über viele Berge und durch tiefe Thäler geleitet, und man erblickt überall Städte und Schlösser. Diese Provinz ist mit allen nöthigen Lebensbedürfnissen versehen; auch für die Jagd hat sie eine große Zahl von Roth- und Federwildpret. Selbst Löwen giebt es hier in Menge. Ingwer wächst im Ueberflusse, so wie eine, dem Saffran gleichende, Pflanze; obschon solche einer andern Gattung angehört, so bedient man sich ihrer dennoch ebenso, wie des Saffrans selbst. Die Einwohner halten den Genuß des Menschenfleisches für etwas sehr köstliches; doch darf dasselbe nicht von Kranken oder Verstorbenen seyn. Wenn sie in den Krieg ziehen, so brennen sie sich vorn an die Stirn ein gewisses Zeichen; sie gehen sämmtlich zu Fuße. Nur der Anführer ist zu Pferde. Sie bedienen sich der Lanzen und der Schilder. Geschieht es, daß sie einen ihrer Feinde erlegen, so saugen sie ihm erst das Blut aus, und dann verzehren sie das Fleisch desselben; denn es sind dieses sehr grausame Menschen. —

Acht und sechszigstes Kapitel.

Von den Städten Quelinfu und Unquen.

Nachdem man die angeführten sechs Tagereisen völlig zurückgelegt hat, so kommt man zu der Stadt Quelinfu; sie ist groß und beträchtlich, und an dem Ufer eines Flusses, der ihre Mauern benetzt, erbaut. Ueber diesen Fluß führen hier drei steinerne Brücken, die mit marmornen und sehr prächtigen Säulen verziert sind. Sie sind acht Schritte breit und tausend lang. Die Stadt hat Ueberfluß an Seide, Ingwer und Galgant. — Männer und Weiber sind sehr schön. — Man findet hier eine Art von Hühnern, welche mit Haaren, statt der Federn, versehen sind. Diese Haare sehen schwarz; aber diese sonderbaren Geschöpfe legen sehr gute Eier. — Da das Land mit Löwen angefüllt ist, so begegnet der Reisende unterweges vielen Gefahren. Funfzehn (franz.) Meilen von der genannten Stadt gelangt man zu einer andern, welche Unquen heißt; in ihrem Gebiete wächst vieler Zucker, welchen man häufig nach Cambalu, an den Hof des großen Chans verführt. —

Neun und sechszigstes Kapitel.

Von der Stadt Fugui.

Noch funfzehn Tagereisen weiter kommt man zur Stadt Fugui, welche die Hauptstadt und die Pforte von dem Königreiche Concha ist. Dieses gehört zu den neun Königreichen, in welche die Provinz Mangi eingetheilt wird. In dieser Stadt liegt eine sehr starke Garnison, welche über sie und die umliegende Gegend zu wachen, und die etwanigen Volksausbrüche gegen den Chan zu unterdrücken hat. Mitten durch sie hindurch ergießt sich ein Meilen breiter Fluß; und da der Ort nicht fern vom Ozeane liegt, so wird in demselben eine beträchtliche Messe gehalten, wohin aus Indien sehr viele Perlen und andere kostbare Steine gebracht werden. Zucker und mehrere Lebensmittel befinden sich hier im Ueberflusse.

Siebenzigstes Kapitel.

Von den Städten Zarten und Figui.

Nachdem man den besagten Fluß passirt ist, und einen Weg von fünf Tagreisen zurückgelegt hat, so erblickt man die Stadt Zarten; vorher aber sieht man sich umsonst nach einer Stadt oder einem Schlosse um. Dieses Land hier ist reichlich mit allem versehen, was zum menschlichen Leben gehört. Es ist voller Gebirge und Waldungen. In den letztern gewinnt man viel Pech. Die Stadt Zarten ist sehr groß; sie hat einen recht guten Hafen, der von einer Menge indischer Fahrzeuge, mit allerlei Waarenartikeln, besucht wird. Dieser Ort hat einen der schönsten Märkte in der ganzen Welt; denn der Pfeffer und alle Gewürze, welche über Alexandrien nach dem Occidente gehen, werden aus dieser Stadt bezogen. Der große Chan erhält von ihr beträchtliche Einkünfte; denn von jedem ankommenden Schiffe läßt er sich einen sehr hohen Zoll entrichten, und es fehlt nicht viel, so bekommt er fast die Hälfte von allen hieher gebrachten Räucherwaaren. In diesem Lande liegt noch eine andere Stadt, welche Figui heißt. Sie ist sehr beträchtlich, und hat Manufakturen in schönen Zeugen. Die Einwohner der Provinz bedienen sich einer eigenthümlichen Sprache. — Alles, was wir von Mangi sagten, findet auch hier seine Anwendung, und wiewohl von den neun Königreichen nur zwei beschrieben worden sind,

so däucht es uns doch zweckmäßiger, die übrigen mit Stillschweigen zu übergehn, und uns lieber nach Indien zu wenden, wo wir uns einige Zeit aufhielten, und viele sonderbare und merkwürdige Dinge gesehen haben.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Von den indischen Schiffen.

Wir wollen die Beschreibung Indiens mit der Abschilderung der Schiffe des indischen Volkes beginnen. Die größten Fahrzeuge, deren die Indianer zu Wasser sich bedienen, sind für gewöhnlich aus Tannenholze gemacht. Sie haben nicht mehr als ein Verdeck, oder, wie die Franzosen sagen, nur eine Decke (couverture.) Auf derselben befinden sich etwa vierzig Baraken für die Kaufleute. Jedes Schiff ist mit einem Steuerruder versehen; und hat vier Maste und vier Segel. Die Bretter sind mit eisernen Nägeln befestigt, und die Spalten sind wohl verstopft. Weil das Pech, oder der Theer in diesem Lande sehr selten ist, so vertheeren sie ihre Schiffe mit dem Oele eines gewissen Baumes, welchem

sie Kalk beimischen. Große Schiffe können 200 Menschen fassen, welche vermittelst der Ruder sie in dem Meere dirigiren. Außer dieser Mannschaft kann jedes Schiff dieser Art noch gegen 6,000 Kisten Pfeffer tragen. Man hat kleine Schaloupen, die an dem hintern Theile dieser größern Schiffe festgemacht sind, und zum Fischfange, oder zum Werfen der Anker, dienen.

Zweites Kapitel.

Von der Insel Zipangri.

Diese Insel, welche in der hohen See liegt, ist von der Küste von Mangi über 1500 Meilen (miles) entfernt. Ihr Umfang ist sehr groß. Die Einwohner derselben sind weißer Farbe und wohlgestaltet; sie bekennen sich zur Lehre Mahomeds, und haben einen, von allen andern Mächten unabhängigen, König. Die Insel produzirt Gold in grosser Menge; der Monarch erlaubt aber nie, oder nur sehr selten, die Ausfuhr desselben in andere Länder. Deshalb kommen auch des Handels wegen keine fremden Kaufleute hieher. Der König bewohnt einen prächtigen Pallast, dessen Dach aus ächten Goldplatten besteht, so wie man bei uns Prachtgebäude mit Blei oder Kupfer deckt. Auch die

Höfe und Zimmer sind von diesem edeln Metalle bedeckt. — Das Land ist überreich an Perlen; sie sind rund, groß und von rother Farbe, und werden deshalb der weißen Gattung vorgezogen. Auch Edelsteine anderer Art findet man hier, welche, mit dem Golde und den Perlen zusammengehalten, diese Insel sehr reich machen.

Drittes Kapitel.

Der Chan schickt ein Heer nach Zipangri ab, um dieser Insel sich zu bemächtigen.

Da der Kublai Chan vernommen hatte, daß diese Insel so reich sey, so dachte er sogleich darauf, derselben sich zu bemeistern. Er erwählte zu diesem Behufe den Abatan und Nonsachum zu Anführern, und versammelte unter deren Befehlen ein großes Heer, um damit dieses Eiland zu belagern. Diese Generale schifften sich in den Häfen von Zarten und Quinsai auf mehrern Schiffen ein, und segelten der Insel entgegen. Sie landeten; sie verwüsteten das ebene Land, zerstörten alle Schlösser, auf welche sie stießen; doch, ehe sie die Eroberung Zipangris vollendeten, entstand zwischen den Anführern ein verderblicher Rangstreit. Keiner von ihnen wollte dem andern den Oberbefehl über die Insel gestatten. Das verursachte dem

ganzen Unternehmen einen gefährlichen Auffenthalt. Nicht mehr, als nur ein einziges Schloß nahmen sie ein; die Generale befahlen nun, die Vertheidiger desselben über die Klinge springen zu lassen. Unter diesen Unglücklichen befanden sich ihrer achte, welche an ihrem Arme gewisse Steine trugen, vermittelst deren teuflischer Wirkung es unmöglich war, sie zu verwunden, vielweniger sie zu tödten, Man entschloß sich also, sie mit Hebebäumen todt zu schlagen. —

Viertes Kapitel.

Schiffbruch der Tataren.

Eines Tages erhub sich ein fürchterlicher Sturm, der die Schiffe der Tataren an die Küsten schleuderte. Die Matrosen suchten sie von dem Ufer wieder zu entfernen, und in die hohe See, mit den inhabenden zwei tatarischen Armeen zu bringen. Allein der Sturm wurde nur noch wüthender, mehrere Schiffe wurden leck, und viele Menschen verloren dabei ihr Leben. Einige davon retteten sich auf Balken und andern Trümmern auf eine kleine Insel, die in ihrer Nähe lag, und welche auch von Zipangri nicht weit entfernt ist. Jene, die mit ihren Schiffen davon kamen, kehrten in ihre Heimat zurück. Die Zahl der Geretteten

aus den zertrümmerten Schiffen soll an 30,000 betragen haben. Aber da die Insel, auf welche sie sich geflüchtet hatten, zu klein für sie war; da sich ihnen überdies keine Gelegenheit, sie verlassen zu können, darbot, so gingen sie wahrscheinlich alle dem Tode entgegen.

Fünftes Kapitel.

Rettung dieser Unglücklichen.

Kaum, daß der Sturm sich gelegt hatte, so machten die Einwohner von Zipangri sich mit vielen Schiffen auf, um die Tataren, die auf jenes kleine Eiland sich geflüchtet hatten, und dort unbewaffnet dem Tode entgegen sahen, anzugreifen. Sie hielten nichts leichter, als die gänzliche Vertilgung derselben, da ihnen ja alle Mittel zur Vertheidigung mangelten. Sie landeten daher, befestigten ihre Schiffe am Ufer, und gingen auf die Tataren los. Diese aber waren schlau genug, sich nahe am Strande verborgen zu halten, und abzuwarten, bis die Zipangriner sich etwas entfernt hatten. Dann schlüpften sie aus ihrem Hinterhalte hervor, bemächtigten sich der ledigen Schiffe, retteten sich damit aufs schnellste, und ließen ihre Feinde, statt ihrer, auf der Insel zurück. Und als sie nun unter der

Fahne und den Wappen der Zipangriner auf Zipangri landeten, so drangen sie ohne Schwierigkeit bis in die Hauptstadt des Eilandes. Die Einwohner hielten sie, wegen ihrer Fahnen, für die Ihrigen, welche als Sieger zurück kehrten; sie kamen ihnen also entgegen, und führten sie im Jubel durch die Thore der Stadt. Sobald die Tataren sich darin erblickten, so warfen sie die Maske ab, und jagten alle Einwohner, nur einige Weiber ausgenommen, aus der Stadt hinaus.

Sechstes Kapitel.

Wiedereinnahme der Hauptstadt Zipangris.

Sobald der König von Zipangri vernahm, was seinem Volke auf der kleinen Insel wiederfahren war, schickte er eine zweite Flotte dahin, um sie zu befreien. Dann belagerte er die, von den Tataren überrumpelte Stadt, und ließ alle Zugänge besetzen, und dabei so viele Wachsamkeit beweisen, daß es unmöglich war, ein oder aus zu gehen. Denn er hielt es für sehr nöthig, zu verhindern, daß die eingeschlossenen Tataren von ihrer Lage dem großen Chane keine Nachricht geben könnten; denn außerdem wäre es um seine ganze Insel geschehen gewesen. Die Belagerung

dauerte sieben Monathe hindurch, nach deren Verlaufe die Tataren, denen keine Hülfe kam, sich zur Uebergabe der Stadt entschlossen. Darauf begaben sie sich wohl und gesund in ihr Vaterland. — Dieses trug sich zu im Jahr 1289 der christlichen Zeitrechnung.

Siebentes Kapitel.

Von der Abgötterei und der Grausamkeit der Zipangriner.

Die Einwohner von Zipangri verehren mehrere verschiedene Idole; einige derselben haben einen Ochsenkopf; andere sind mit einem Schweinskopfe versehen, andere tragen Hundsköpfe, und andere sind wieder anders gestaltet. Sie verehren einige, deren Kopf nicht weniger als vier Gesichter hat; es giebt aber auch dreigesichtige Köpfe dieser Art; noch andern sind auf beiden Schultern ein Paar Nebenköpfe gewachsen. Auch mit mehrern Händen sind manche derselben versehen; einige haben deren vier, einige bis auf zwanzig, manche sogar hundert. Die Händereichsten sind die geehrtesten. — Fragt man diese Menschen, woher diese Tradizion rühre, so antworten sie, solche von ihren Vätern zu haben, und versichern, daß es durchaus unerlaubt sey, von den Lehren und Gebräuchen derselben abzugehen. Die Zipangriner zeichnen sich

noch durch eine Gewohnheit aus. Trifft es sich, daß ein von ihnen zum Gefangenen gemachter Fremdling sich durch Geld lösen kann, so giebt man ihm alsbald die Freiheit; hat der Arme aber kein Geld, so wird er getödtet und gekocht, und dann in Gesellschaft von Angehörigen und Freunden verzehrt. —

Achtes Kapitel.

Von den verschiedenen Inseln dieses Landes, und ihren Produkten.

Auf derjenigen Gegend des Ozeans, wo die Provinz Mangi ihr östliches Ende erreicht, schwimmen in der Nachbarschaft von Zipangri noch mehrere kleine Inseln herum. Die Seefahrenden setzen die Zahl derselben auf 7,448. Der größte Theil derselben soll bewohnt seyn, und keine von ihnen ist ohne wohlriechende Bäume; besonders häufig wächst daselbst eine solche Baumart, die Moris heißt. Auch Räucherwaaren findet man hier im Ueberflusse; allein es kommen niemals fremde Kaufleute des Handels wegen auf diese Insel. Blos die Einwohner von Mangi machen hierin eine Ausnahme; sie reisen des Winters dahin ab, und erst im Sommer kehren sie wieder zurück; denn es herrschen hier nur zweierlei Winde das

ganze Jahr hindurch, welche einander ganz entgegengesetzt sind, und deren man sich zur Hin- und Herreise zu bedienen pflegt. Der eine herrscht während des Winters, und der andere weht nur im Sommer. Da ich aber nicht selbst in die Inseln gekommen bin, so kann ich von ihnen auch nichts weiter sagen. Ich wende mich also von dem Hafen der Stadt Zarten in andere Gegenden und Länder.

Neuntes Kapitel.

Von der Provinz Ciamba.

Wenn man den Hafen von Zarten verläßt, und zur See sich gegen Garbinium wendet, so kommt man nach dem Lande Ciamba, welches von besagtem Hafen 1050 Meilen (miles) entfernt ist. Dieses Land ist sehr groß, und produzirt eine Menge von Schaafen. Die Einwohner sind Götzendiener und sprechen ihre eigenthümliche Sprache. Im Jahre Christi 1268 sandte der große Chan den General Sogatu, mit einer mächtigen Armee, nach dieser Provinz, um sich dieselbe zu unterwerfen; doch, da dieser in ihr angekommen war, so sahe er bald genug ein, daß ihre Städte und Schlösser zu wohl befestigt waren, als daß er sie hätte einnehmen können. Er brannte indes alle

Landhäuser ab; lies die Fruchtbäume umhauen, und verursachte dem Lande so vielen Schaden, daß der König aus freiem Willen sich zur Tributbarkeit des großen Kublai verstand, denn nur dadurch glaubte er sein Land vor der Wuth des Feindes retten zu können. — Sie schlossen denn einen Vertrag, welchem gemäs der König von Ciamba dem großen Chane alljährlich zwanzig der schönsten Elephanten zu senden versprach. — Ich, Marco Paolo, bin selbst in diesem Lande gewesen, und fand, daß zu meiner Zeit dessen König eine so große Zahl von Weibern hatte, daß er von ihnen 326 Kinder zählen konnte. Hundert und funfzig von seinen Söhnen waren bereits waffenfähig. — Das Land ist voll von Elephanten, und hat Aloeholz im Ueberflusse; auch findet man ganze Wälder von Ebenholze.

Zehntes Kapitel.

Von der Insel Java.

Wenn man die Provinz Ciamba verlassen hat, so schifft man gegen Mittag, und kommt nach 1,500 Meilen (miles) zu der großen Stadt Java, deren Umfang leicht 3,000 Meilen (miles) betragen mag.

Sie hat einen König, der keinem andern tributbar ist. Man findet auf ihr Pfeffer im Ueberflusse; Muskatennüsse, Gewürze, Chalgant und andere Spezereien. Sie wird des Handels wegen stark besucht; denn die fremden Kaufleute gewinnen sehr viel auf die Waaren, welche sie exportiren. Die Einwohner dienen den Götzen, und der große Kublai hat sich bisher umsonst bemüht, sie seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Eilftes Kapitel.

Von der Provinz Börach.

Wenn man von der Insel Java abschifft, so gelangt man, nach einer Reise von 700 Meilen (miles) zu den Inseln Sondur und Condur. Von hier aus aber rechnet man 50 Meilen bis zur Provinz Börach, welche sehr reich und von großem Umfange ist. Es steht ihr ein eigner König vor, und die Einwohner bedienen sich einer besondern Sprache; sie sind dem Götzendienste ergeben. Man zähmt und ernährt hier Bären, die so groß wie Löwen sind. Elephanten und Gold findet man ebenfalls in Menge. Goldkörner bedient man sich auch als Münze. Da die Einwohner sehr inhuman sind, so kommen nur wenig Fremde des Handels wegen hieher.

Zwölftes Kapitel.

Von der Insel Petan.

Entfernt man sich von der Provinz Börach, und schifft etwa 500 Meilen mittäglich, so erblickt man die Insel Petan, deren Gebiet zum größten Theile von Wäldern bedeckt ist. Die Bäume sind aber wohlriechend, und geben den Einwohnern einen großen Gewinn. Sechszig Meilen zwischen Börach und Petan ist die See so flach, daß die Matrosen sich genöthigt sehen, das Steuerruder der Schiffe zu lichten; denn ihre Tiefe beträgt an diesem Orte oft kaum 14 Schritte. Von hier aus kommt man in das Königreich Maletur. In diesem giebt es viele Spezereien, und die Einwohner bedienen sich einer besöndern Sprache. —

Dreizehntes Kapitel.

Von Klein-Java.

Von der Insel Petan aus wird man durch die Sivocco's nach Klein-Java getrieben, welches von Petan nicht über 100 Meilen (miles) entlegen ist. Man sagt, daß ihr Umfang 200 solcher Meilen betrage. Sie

ist in acht Königreiche eingetheilt, und auch ihre Bewohner reden eine eigne Sprache. Es wachsen daselbst verschiedene wohlriechende Sachen, die in Europa ganz unbekannt sind. Die Einwohner dienen den Götzen. Diese Insel liegt so nahe an dem Norden, daß man den arctischen Pol mit seinen Sternen hier gar nicht sehen kann. Ich, Marco Paolo, bin selbst auf derselben gewesen, und ich habe sechs von ihren Königreichen durchreißt, nämlich die Königreiche Ferlech, Basman, Samara, Dragoiam, Lambri und Fansur; in die übrigen beiden bin ich aber nicht gekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Königreiche Ferlech.

Die Einwohner dieses Königreichs wohnen in den Bergen, und folgen keinem Gesetze. Sie leben wie das Vieh, und beten das erste das beste an, was ihnen früh Morgens zuerst aufstößt. Sie essen das Fleisch der reinen, so wie der unreinen Thiere; selbst Menschenfleisch behagt ihrem Gaume. Sie sind übrigens Mahomedaner, und zwar wurden sie dieß vermöge ihres Umgangs mit den hieher kommenden Sarazenen.

Funfzehntes Kapitel.

Von dem Königreiche Basman.

Die Einwohner dieses Königreichs bedienen sich einer eignen Sprache, und auch sie leben nicht besser als das Vieh. Sie erkennen den großen Chan für ihr Oberhaupt, doch bezahlen sie ihm keinen Tribut; aber dafür senden sie ihm von Zeit zu Zeit einige Geschenke an wilden Thieren. Es giebt da viele Elephanten und Einhörner. Diese letztern sind ein wenig kleiner als die Elephanten, haben Haare gleich den Büffeln, und die Füße sind elephantenartig gebaut. Der Kopf gleicht aber dem eines wilden Schweins; auch sind sie, gleich den Schweinen, gierig nach Kothe und Unflathe. An der Mitte der Stirn ragt ihnen ein dickes Horn hervor. Ihre Zunge ist rauh, und sie verwunden damit leichtlich Menschen und Thiere. Das Land hat auch Ueberfluß an Affen von verschiedener Gattung; man erblickt bald größere, bald kleinere, und findet sie dem Menschen außerordentlich ähnlich. Die Jäger bemächtigen sich ihrer, enthaaren sie mit Ausnahme des Bartes und der Geburtstheile; tödten sie alsdenn, und würzen sie mit mehrern wohlriechenden Kräutern; nun trocknen sie solche, und verkaufen sie, also zugerichtet, an die Kaufleute, welche sie in mehrere Gegenden der Welt ausführen, und ihren Abnehmern glauben machen, es seyen dies eine Art kleiner Menschen, die man auf den Inseln des Meers finde.

Sechszehntes Kapitel.

Von dem Königreiche Samara.

Ich, Marco, bin in eigner Person, und mit meinen Reisegefährten, in dem Königreiche Samara gewesen, und habe mich darin ganzer fünf Monathe aufgehalten. Doch hat uns der dasige Aufenthalt viel lange Weile verursacht, denn uns hinderte blos der widrige Wind, um weiter reisen zu können. Die Bewohner dieses Landes sind sehr wild, und essen das Fleisch der Menschen mit großem Appetite. Deshalb mieden und verachteten wir ihren Umgang, und bauten uns an dem Strande kleine Hütten aus Holze, in denen wir uns gegen die Beleidigungen dieser Bestien vertheidigten. In diesem Lande erblickt man weder den grossen, noch den kleinen Bären, (um mit den Astrologen zu reden) denn diese Insel ist zu nahe an dem Nordpole. Ihre Einwohner sind Götzendiener. Sie haben in den Gewässern viele und gute Fische; Getraide wächst hier aber nicht. Ihr Brod wird aus Reis gebacken. Auch der Wein fehlt ihnen gänzlich; allein aus gewissen Bäumen verstehen sie ein weinähnliches Getränk sich zu bereiten. Denn es giebt in dem Lande viele kleine, nur vier Aeste habende, Bäume; diese letztern schneiden sie ihnen von Zeit zu Zeit ab, und gewinnen daraus jenes Getränk. Der Saft fließt so stark, daß sie aus der Wunde eines einzigen Zweiges während 24 Stunden einen ganzen Krug voll einsammeln können.

Dies ist hier ihre Weinärndte. Sie verstehen auch, die Bäume dadurch saftreicher zu machen, daß sie solche mit Wasser begießen, wenn der abgeschnittene Zweig nicht gut genug mehr fließt. Dann aber verliert der Saft etwas von seiner Annehmlichkeit. — An indischen Nüssen hat dieses Königreich ebenfalls einen großen Ueberfluß. —

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Königreiche Dragoiam.

Die Bewohner dieses Königreichs sind fast eben so wild, als jene des vorigen. Sie bekennen sich zum Götzendienste, haben ihre besondere Sprache und ihren König. Bei ihnen hat folgende Gewohnheit statt: Wird jemand krank, so versammeln sich seine Freunde und Verwandten, rufen die Magier herbei, und fragen diese letztern, ob der Kranke wohl davon kommen werde. Die Magier antworten so, wie die Dämonen es ihnen vorgeblich eingetrichtert haben. Antworten sie, daß der Kranke dem Tode nicht entrinnen könne, so halten sie demselben den Mund zu, um ihn am Athmen zu verhindern, und auf diese Art machen sie, daß er von ihrer Hand, und nicht durch die Krankheit stirbt. Dann schneiden sie ihm das Fleisch ab, kochen und verzehren es; und das sind Verwandte und Freunde, welche die-

ser abscheulichen Gewohnheit fröhnen. Sie sagen zu ihrer Rechtfertigung, daß, wenn das Fleisch faule, die Gewürme dasselbe verzehren würden, und fänden nun diese letztern nichts mehr zu leben, so würden sie den Hungertod sterben, aus welchem Grunde die Seele des Verblichenen unausstehlich in der andern Welt würde leiden müssen. Die Knochen verscharren sie in Bergklüfte, damit weder Menschen noch Thiere sie wieder ausscharren möchten. Auch pflegen sie gefangene Fremdlinge, die sich nicht durch Geld loskaufen können, zu tödten und dann zu verzehren.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Königreiche Lambri.

Auf der oft genannten Insel liegt auch das Königreich Lambri, worin vieles Räucherwerk besonders von derjenigen Art, welche man Bircs nennt, produzirt wird. Die jungen Sprößlinge werden förder gepflanzt, und nach dreien Jahren erhalten sie Wurzeln. Ich, Marco, habe von dem Samen dieser Früchte etwas mit nach Italien gebracht, und ihn dort gesäet; aber aus Mangel der Hitze konnte er nicht aufgehen. Die Einwohner dieses Königreiches sind Heiden. Man findet unter ihnen welche, die mit einer Art von Schwanze, etwa eine flache Hand lang,

gleich den Hunden, versehen sind; sie wohnen aber nur in den Gebürgen. Auch Einhörner, und noch andere Arten von Thieren, leben hier.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Königreiche Fanfur.

In diesem Königreiche wächst ganz vortrefflicher Kampfer, den man so theuer, wie das Gold verkauft. Die Einwohner bedienen sich des Reisbrodes; denn Getraide giebt es bei ihnen nicht. Auch sie wissen aus einer Baumart sich das obenbeschriebene weinähnliche Getränke zu bereiten. Nicht weniger wachsen hier die Mori'sbäume, die eine sehr feine Schale haben, unter der man eine Art von vortrefflichem Mehle findet, das sie alsdann sehr gut zuzubereiten wissen. Der Genuß desselben ist sehr angenehm, und ich habe davon oft mit vielem Vergnügen genossen.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Insel Necuram.

Die Entfernung der Inseln Necuram und Anganiam beträgt, von Java aus, zu Wasser 150 Meilen

(miles.) Die Einwohner der Insel Necuram sind durchaus wild; ohne König, nackend vom Kopf bis zu den Füßen, ohne Ausnahme des Geschlechts. Man findet auf der Insel viele Sandelbäume, Rubine, indische Nüsse und Würznägelein. Auch Birciens und andere Gewürze wachsen da im Ueberflusse.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von Angaria.

Dieses ist eine große Insel, und auch ihre Bewohner leben wie das Vieh. Sie sind wild und sehr grausam, beten Götzen an, leben von Fleisch, Reis und Milch; auch Menschenfleisch verachten sie nicht. Die Mannspersonen sind schlecht gestaltet; denn ihr Kopf hat viel Aehnliches mit Hundeköpfen; das gilt auch von ihren Augen und ihren Zähnen. In diesem Lande giebt es eine erstaunliche Menge von allerlei Gewürzen, Räucherwaaren und Fruchtbäumen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Von der großen Insel Seilam (Ceilon.)

Von der genannten Insel aus rechnet man, auf der Seite von Garbinium, tausend Meilen (miles) bis nach

Seilam, welches man für eine der besten Inseln in der Welt hält, und deren Umfang 2,040 Meilen (miles) betragen soll. Ehemals soll sie noch weit größer gewesen seyn, denn die Einwohner behaupten, in ältern Zeiten habe ihr Umfang sogar 3,600 Meilen betragen; allein, da der Nordwind mit vielem Ungestüm mehrere Jahre lang geweht hatte, so schlugen die Wogen des Meeres mit so großer Gewalt an die Küsten der Insel, daß vieles Land, und ganze Berge in den Abgrund des Meeres versanken. Diese Insel wird von einem sehr reichen Könige, der niemanden in der Welt tributbar ist, beherrscht. Die Bewohner derselben sind Heiden; sie gehen ganz nackend, und bedecken nur die Schamtheile mit einem Stück Tuch oder anderm Zeuge. Der Reis macht ihr einziges Getraide aus; von ihm und von der Milch leben sie denn auch allein. Im Ueberflusse baut man da Sozimkörner, und macht aus ihnen Oehl. Aus den Bäumen wissen auch diese Insulaner ihre Getränke sich zu verfertigen. Die Insel produzirt mehrere edle Steinarten; vorzüglich Rubine, Saphirs, Topasen und Amethiste. Der König besitzt einen Rubin, den man für den schönsten in der ganzen Welt achtet; denn seine Länge beträgt drei flache Hände, und seine Dicke drei Finger. Er brennt wie das hellste Feuer, und ist ganz ohne Makel. Der Kublai-Chan hat für ihn eine ganze große Stadt geben wollen; allein der König gab ihn nicht weg, und zwar unter dem Vorwande,

als Nachlas seiner Vorfahren dürfe er solchen nicht veräussern. — Die Einwohner des Eilandes sind nicht kriegerisch; werden sie aber angegriffen, so miethen sie sich ausländische Soldaten, vorzüglich Mahomedaner.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Maabar in Groß-Indien.

Sechszig Meilen (miles) von Seilam entfernt, liegt die Provinz Maabar, die man auch Groß-Indien nennt. Dies aber ist keine Insel, sondern festes Land. In der Provinz befinden sich fünf Könige, und sie ist ausserordentlich reich. In dem ersten der fünf Königreiche, welches Var heißt, regiert Senderba. Man findet in demselben eine große Menge von Perlen; denn zwischen diesem festen Lande und einer gewissen Insel liegt eine Meerenge, die fast trocken und ein bloßer Schlamm ist; nur an manchen Orten beträgt ihre Tiefe 10 Fuß, an andern aber blos 3, auch nur 2 Fuß. Hier ist es, wo man diese Perlen fischt. Mehrere Kaufleute kommen hieher, mit größern oder kleinern Schiffen, lassen Menschen in das Meer tauchen und die Perlenmuscheln auffischen. Wenn diese Fischer es unter dem Wasser nicht länger dauern können, so schwimmen sie in die Höhe; dann tauchen sie aufs neue unter, und setzen es mehrere Tage nach einander

auf diese Weise fort. In diesem Meerarme hausen auch große Fische, welche mit Leichtigkeit einen Menschen verschlingen würden, wenn man sich nicht gegen sie des folgenden Kunstgriffes bediente: Die Kaufleute führen nämlich gewisse Magier, die man Abrajamin nennt, mit sich. Diese Magier beschwören die Fische durch ihre Bezauberungskraft und ihre magische Kunst, so daß sie den Menschen nicht mehr schaden können. Zur Nachtzeit aber, bei welcher die Kaufleute die Perlen fischen zu lassen pflegen, unterbrechen die Magier zuweilen ihren Zauber, damit nicht andere, von der Sicherheit des Wassers angespornt, sich ebenfalls hineinlassen, und die Perlenmuscheln entwenden möchten. Niemand, außer den genannten Magiern, ist mit der Beschwörungsformel bekannt. Die Perlenfischerei findet blos in den Monathen April und Mai statt; doch in diesem kurzen Zeitraume fischt man eine unglaubliche Menge dieser Muscheln. Die Kaufleute haben dem Könige den zehnten, und den Magiern den zwanzigsten Theil abzugeben; die Fischer belohnen sie auch noch besonders. Genug, wenn der Mai verstrichen ist, so findet man hier keine Perlen mehr; aber wohl an einem andern Orte, der von diesem 300 Meilen (miles) entfernt liegt. An jenem fischt man die Perlen während der Monathe September und October. — Die Bewohner dieser Provinz gehen nackt; nur über die Scham pflegen sie etwas zu decken. Auch der König pflegt nackend einherzugehen; allein um den Hals trägt er ein

goldenes Halsband, welches mit Saphiren, Smaragden, Rubinen und andern Edelsteinen besetzt ist. Auch eine seidene Schnur hängt ihm von dem Halse, an welcher hundert und vier edele Steine oder Perlen mittler Größe befestigt sind; es gleicht einem Rosenkranze, und der Monarch murmelt eine gleiche Zahl von Gebeten als die daran hängenden Dinge, täglich zu seinen Göttern. Er trägt auch an jedem Arme und an jedem Fuße drei goldene Ringe, die mit Edelsteinen gefaßt sind. Selbst seine Fußzehen und seine Finger sind mit kleinen, aber sehr kostbaren Steinen in Gold gefaßt, bedeckt. Die Zahl seiner Weiber ist etwa 500; und vor nicht langer Zeit bemächtigte er sich auch der Gemahlin eines seiner Brüder, worüber der letztere nicht viel Aufhebens machen durfte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Var.

Alle Einwohner dieses Königreichs sind Heiden. Mehrere von ihnen beten als Gott einen Ochsen an. Deshalb tödten sie nie eins dieser Thiere, und wenn eins von ihnen stirbt, so salben sie ihre Häuser mit dem Fette desselben. Doch findet man auch andere unter ihnen, welche, obschon sie selbst keinen Ochsen tödten, das Fleisch derselben dennoch

gern essen, wenn ein anderer das Thier schlachtete. Man behauptet, in dieser Provinz habe der Apostel Thomas seinen Tod gefunden, und in einer Kirche bewahre man seinen Leichnam noch bis zur Stunde auf. Das Land ist voller Magier, die sich mit Prophezeihungen und göttlichen Dingen abgeben. Selbst eine Menge von Klöstern hat man den Götzen des Landes erbaut, man hat sogar Weiberklöster; allein die Väter pflegen ihre, zu Nonnen bestimmten, Töchter zu Hause zu behalten, und nur an solchen Tagen, wo die Götzenpriester opfern, befinden sie sich in den Klöstern. Sie und die Priester stimmen an solchen Tagen, zum Lobe der Götter, die gellendsten Gesänge an. Die Mädchen bringen Speisen mit, und bieten solche den Götzen ebenfalls dar. Während sie nun so tanzen und singen, so glauben sie, die Götter lassen die dargebrachten Speisen sich aufs beste behagen. Sie versäumen nicht, ihnen zu Ehren, auch Fleischbrühe zu verspritzen; denn hieran, meinen sie, haben die Götter den vorzüglichsten Wohlgefallen. Sind diese Ceremonien geendigt, so begeben die Mädchen sich wieder nach Hause, und diesen Götzendienst versehen sie so lange, bis sie verheurathet werden. Dann findet in diesem Lande ein noch seltnerer Gebrauch statt. Geht nämlich der König mit Tode ab, so werfen einige von seinen Soldaten mit seinem Körper sich zugleich in's Feuer, und meinen dadurch auch in jenem Leben nicht von ihm getrennt zu seyn. Die Weiber thun dasselbe bei dem Tode

der Männer, denn auch sie glauben, nur auf diese Art mit ihnen in der andern Welt fortleben zu können. Diejenigen, welche dieser eisernen Gewohnheit sich nicht unterwerfen, setzen sich der allgemeinen Verachtung aus. Noch haben sie in der Gewohnheit, daß, wenn einer zum Tode verurtheilt worden ist, er sich zur Ehre irgend eines Götzen selbst das Leben nimmt, und die Erlaubnis vom Könige zu diesem Selbstmorde, als die größte Gnade betrachtet. Ist nun also jene Erlaubnis ausgewürkt, so versammeln sich die Verwandten und Freunde des armen Sünders, und zehn oder zwölf von ihnen setzen ihm das Messer an die Kehle, laden ihn in einem Wagen, fahren mit ihm durch alle Straßen der Stadt, und schreien dabei: „Dieser Mensch tödtet sich zu Ehren dieses oder jenes Gottes.“ Dann verwundet der Delinquent sich selbst, und entgegnet: „Ja, ich tödte mich zu Ehren desselben!“ Nun sucht er die anfangs kleine Wunde durch neue Schnitte zu vergrößern, auch giebt er sich mehrere Schnitte in andere Theile des Halses, bis er entkräftet dem Tode in die Arme sinkt. Die Verwandten des Unglücklichen nehmen den Körper, und geben ihn dem Feuer mit großem Jubelgeschrei. — Die Einwohner dieses Landes sind dermaßen unzüchtig, daß sie keine Art von Unzucht für Sünde gelten lassen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Von noch mehrern Gebräuchen in dem Königreiche Var.

Sowohl der König, als der geringste seiner Unterthanen dieser Provinz pflegen sich auf die Erde zu setzen, und dabei zu sagen: „Wir sind aus Erde gebohren, und werden zur Erde zurückkehren; deshalb wollen wir die Erde hoch schätzen!“ Sie sind nichts weniger, als kriegerisch; und zwingt man sie, in einen Krieg sich einzulassen, so bedekken sie sich, statt aller andern Kleidung, blos mit Schilden, und tragen Lanzen zu ihrer Vertheidigung. Sie schonen das Leben eines jeden Thiers, und wollen sie einmal Fleisch essen, so lassen sie Leute aus einem andern Lande kommen, die das Vieh ihnen schlachten. Sowohl das männliche als das weibliche Geschlecht pflegt sich täglich zweimal am ganzen Körper zu waschen, und wollte jemand diesen Gebrauch übergehen, so würde er für einen Ketzer gelten. Man bestraft hier die Mörder und Räuber aufs schärfste. Des Weins bedient man sich nicht als Getränke; und würde sich jemand zum Genusse desselben gelüsten lassen, so würde man ihn für infam und unfähig halten, in Gerichten als Zeuge auftreten zu können. Die nämliche Strafe erwartet jene, welche eine Fahrt auf dem Meere unternommen haben, denn man hält sie für Verwegene.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von einigen andern Sachen, welche Bezug auf das genannte Land haben.

In der Insel zieht man keine Pferde; aber der König von Var, und die Könige der übrigen vier Staaten derselben, verschwenden jährlich in dem Ankaufe dieser Thiere sehr beträchtliche Summen. Denn es vergeht kein Jahr, worin sie nicht zum wenigsten zehen tausend derselben kaufen. Die Kaufleute führen sie von Curmes, Chisi, Dursar, Sar und Eden herbei, und verdienen bei diesem Handel nicht wenig. Man kauft im Jahre hindurch diese Thiere mehrere male, denn sie leben in dieser Insel nur eine sehr kurze Zeit, da diejenigen, welche die Aufsicht über sie haben, ihre Krankheiten nicht zu heilen wissen; und trifft es, daß sie Junge zur Welt bringen, so geschieht es selten, daß es gut von Statten gehet, und diese Jungen sind nie ohne erhebliche Fehler. — In dieser Provinz wächst kein Getraide, sondern nichts als Reis, mit welchem man diese Thiere nicht füttern kann, obschon man ihnen denselben, gekocht und mit Fleische vermengt, zur Nahrung giebt. Es ist in dem Lande ganz unerträglich warm, und nur in den Monathen Juni, Juli und August pflegt es zu regnen; diese drei Monathe sind es allein, denen man zu verdanken hat, daß man nicht ganz verschmachtet. Es giebt hier eine Menge von allerlei Vögeln, die in Europa unbekannt sind.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von der Stadt, worin der Leichnam des heiligen Thomas ruht.

In der Provinz Maabar, oder Groß=Indien, wahrt man bekanntlich den Körper des heiligen Apostels Thomas auf, der in diesem Lande den Märtyrertod für seinen Heiland gelitten hat. Derselbe liegt in einer kleinen Stadt begraben, die von Christen und Mahomedanern bewohnt ist, welche ihm die gebührende Ehrfurcht zollen. Wenig Kaufleute pflegen diese kleine Stadt zu besuchen, denn es giebt in ihr nichts zu handeln. Die Landeseingebohrnen sagen, dieser Mann sei ein großer Prophet gewesen, und sie nennen ihn aus diesem Grunde Avoryam, oder heiliger Mann. Die Christen, welche zu seinem Grabe hieher wallfahrten, nehmen bei ihrer Abreise jedesmal eine Hand voll Erde mit, und mischen sie unter ihre Getränke, und halten solche dann für ein Mittel gegen alle Anfechtungen. Sie geben vor, daß im Jahre 1277 folgendes Wunder bei dessen Grabe vorgefallen sey: Als der Fürst in diesem Jahre eine so reichliche Reisärndte hatte, daß er das Erbaute nicht alles in die Scheunen bringen konnte, so füllte er auch die Kirche und die davon abhängenden Gebäude des heiligen Thomas damit, trotz der Aufseher dieser Plätze, an. Einige Zeit darauf aber erschien der Heilige ihm im Schlafe. Er hielt eine eiserne Ruthe

in der Hand, schwang sie über ihn, und drohte ihn damit zu tödten. „Wenn du nicht im Augenblicke deine Früchte aus meinem Tempel schaffen läßt, womit du ihn entweiht hast, so wirst du eines jämmerlichen Todes sterben." — Kaum erwachte der Fürst, so befahl er, die Kirche zu räumen, und die Christen und Verehrer dieses Heiligen waren darüber höchlich erfreut.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von der Abgötterei der Priester dieses Königreichs.

Alle Einwohner des Königreichs von Maabar, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts, sind schwarz von Farbe, und sie erhöhen die Schwärze noch durch künstliche Mittel, weil sie glauben, je schwärzer man sey, je schöner sey man auch. Zu diesem Behufe beschmieren sie die Kinder wöchentlich drei mal mit Sozimöl, welches sie außerordentlich schwarz macht, denn der schwärzeste ist bei ihnen der geachtetste. Auch die Kontrefeis ihrer Götzen pflegen sie schwarz zu machen, denn sie meinen, alle Götter oder Heilige seyen schwarzer Farbe; nur ihre Teufel mahlen sie weiß, denn es ist ihnen ausgemacht, daß alle Dämonen von dieser Farbe sind. Wenn jene, die Ochsen als Götter anbeten, in den Krieg sich begeben, so tragen sie Haare von einem

Ochsen bei sich, und verzieren damit die Mähnen und Schweife ihrer Pferde. Die Fußgänger befestigen es an ihre eignen Haare, oder Schilde, und glauben dadurch vor jeder Gefahr sicher zu seyn: denn ein wilder Ochse ist ihnen ein Heiliger.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von Murfili, wo man Diamanten findet.

Tausend Meilen (miles) von Maabar entfernt liegt das Königreich Murfili, das ganz unabhängig von jedem andern ist. Die Einwohner leben von Fleisch, Milch und Reis, und bekennen sich zur Fahne Mahomeds. In einigen Gebürgen dieses Staats findet man Diamanten. Wenn es geregnet hat, so eilen die Einwohner an die Bergströme, und lesen an den Ufern eine Menge dieser Edelsteine auf. Während des Sommers ersteigen sie die Berge selbst, doch stehen sie dabei die unerträglichste Hitze aus, und laufen Gefahr, von den daselbst hausendeu ungeheuern Schlangen getödtet zu werden; demungeachtet durchsuchen sie die Klüfte und Thäler nach Diamanten aus. Zuweilen wird ihre Mühe sehr reichlich belohnt. Können sie in die Tiefen der Schluchten nicht dringen, so bedienen sie sich folgender Mittel, um der Steine habhaft zu werden. In diesen

Gebürgen haußt eine Art weißer Adler, welche Schlangen fressen; trifft es nun, daß die Diamantenjäger an gewisse Orte nicht gelangen können, so werfen sie Stücke frischen Fleisches hinunter; kaum, daß die Adler dies erblicken, so fliegen solche ihnen nach, und auf diese Art fassen sie zugleich mehrere Edelsteine mit auf. Man giebt nun acht, wohin der Adler seinen Flug nimmt, eilt ihm nach, sucht sich seiner zu bemächtigen, und sammelt aus seinem Neste die kleinen Steine dieser Art; geschieht es aber, daß diese Vögel das Fleisch gleich auf der Stelle verzehren, so passen die Jäger es ab, wo sie die Nacht über nisten, und da finden sie dann die Steine in dem frischen Kothe derselben. Die Könige und die Vornehmen kaufen die schönsten dieser Diamanten hinweg, und nur von den übrigen erlauben sie den Kaufleuten die Ausfuhr. — Dieses Land hat an allen Ueberfluß, was zum menschlichen Leben erforderlich ist; besonders reich ist es an Stieren, welche an keinem andern Orte der Welt in dieser Menge angetroffen werden.

Dreißigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Laë.

Wenn man sich von Maabar aus gegen Abend zu wendet, so gelangt man zur Provinz Laë, die von den

Abrajaminen bewohnt ist, ein Volk, welches jede Lüge verabscheuet. Sie hassen die Vielweiberei, so wie das Stehlen und den Ehebruch. Sie bedienen sich weder des Weins, noch des Fleisches; auch schonen sie das Leben aller Thiere. Sie dienen dabei den Götzen, und sind den Augurien ergeben. Wollen sie irgend etwas einkaufen, so betrachten sie zuvor ihren Schatten, und nach Masgabe dieser Betrachtung bestimmen sie den zu gebenden Preis. Sie essen nur wenig, und sind außerordentlich enthaltsam. In ihre Getränke mischen sie ein gewisses Kraut, welches die Verdauung außerordentlich befördern soll. Sie lassen nie zur Ader. Es giebt einige Götzendiener unter ihnen, welche zu Ehren ihrer Idole die größten Entsagungen machen. Sie gehen ganz nackend, selbst die Schamtheile bedecken sie nicht. Sie sagen, über Dinge, welche keine Sünde begiengen, hätten sie sich nicht zu schämen. Sie beten Ochsen an, und frottiren sich den Körper mit einer Art von Salbe, die aus Ochsenfette bereitet worden ist. Sie bedienen sich bei dem Essen keiner Messer, sondern pflegen ihre Portionen auf trockne Baumblätter, die ihnen besonders der Paradiesbaum liefert, zu legen. Denn auch auf grünen Blättern pflegen sie nicht zu essen, so wie sie auch keine grünen oder frischen Früchte oder Kräuter speisen, weil sie annehmen, daß alle Dinge, so lange sie grünen, eine Art von Leben hätten. Deshalb tödten sie durchaus kein lebendes Wesen, denn sie mögen einen Todt dieser Art

nicht auf ihrer Seele haben. Sie schlafen auf bloßer Erde und nackend, und ihre Todten verbrennen sie.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Vom Königreiche Coilum.

Geht man von dem Königreiche Maabar aus in den andern Theil der Erde über, so gelangt man nach einer Reise von 500 Meilen (miles) in das Königreich Coilum, worin viel Christen, Juden und Paianen leben. Der König dieses Landes ist niemanden tributbar, und die Bewohner desselben bedienen sich einer eigenen Sprache. Es wächst hier viel Pfeffer, denn die Wälder und die ländlichen Gefilde sind voll von Pfefferbäumen. In den Monathen Mai, Junii und Julii sammelt man die Frucht derselben ein. Auch eine Art von Farbekraut, womit die Färber gelb färben, ist hier einheimisch Man weicht es erst in einem Gefäße mit Wasser ein, trocknet es sodann an der Sonne, bindet es in kleine Bündel zusammen, und versendet es so bis nach Europa. Die Hitze im Lande ist fast unerträglich. Selbst das Wasser der Flüsse ist so heiß, daß man darin Ochsen kochen kann. Man fertigt hier viele Arten von Kunstartikeln, weil solche von den auswärtigen Kaufleuten sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Auch leben eine Menge

Thiere in dem Lande, die ohne ihres Gleichen sind. Denn man erblickt hier graue Löwen; Papageien mit weißen Füssen und rothem Schnabel, und Hüner, die von den europäischen ganz verschieden sind. Man glaubt, daß diese große Verschiedenheit eine Folge der ungewöhnlichen Hitze sey. Es wächst weder Getraide noch Reis in dem Lande. Statt des Weins bereiten sie ein Getränke aus Zucker. Es giebt viele Aerzte und Astrologen unter diesem Volke. Sie gehen alle nackend, Männer und Weiber; nur die Schamtheile bedecken sie etwas. Demungeachtet sind sie der Geilheit sehr ergeben. Die zu große Sonnenhitze macht sie bald ungestaltet und schwarz; sie halten diese Unförmlichkeiten aber für reizend. Sie heurathen die Weiber ihrer Anverwandten der dritten Linie; auch ihre Stiefmütter lassen sie sich, wenn der Vater tod ist, zum Weibe geben; nicht weniger verehlichen sie sich mit ihrer Schwägerin nach dem Tode des Bruders; ein Gebrauch, der durch ganz Indien statt findet.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Von der Provinz Comari.

Das Land Comari ist Indien, von wo aus man den arctischen Pol sehen kann; denn von der Insel Java aus

bis hieher konnte man ihn nicht erblicken, weil alle die dazwischen liegenden Länder sich außer der Equinoctial-Linie befinden. Dieses Land ist sehr wild; es hat viele Thiere, die uns völlig unbekannt sind; besonders Affen, die den Menschen vollkommen ähneln; auch eine große Zahl von Löwen und Leoparden. —

Drei und dreißigstes Kapitel.

Von Eli.

Wenn man von der Provinz Comari ausgeht, und gegen den Abend sich wendet, so gelangt man nach 300 Meilen (miles) Weges in das Königreich Eli, welches seinen eigenen König und seine eigene Sprache hat. Die Bewohner desselben sind Heiden. Der König ist sehr reich, und besitzt große Schätze; allein er hat nicht viel Leute, wiewohl das Land von der Natur selbst befestigt ist. Es wächst darin eine große Menge von Pfeffer, Ingwer und Gewürzen anderer Art. Wenn irgend ein fremdes Schiff sich genöthigt sieht, an den Küsten dieses Landes zu landen, so bemächtigen sich die Eingebohrnen seiner ganzen Ladung, und sagen zu dem Befehlshaber: „Eure Absicht war, diese Waaren weiter zu führen; aber Gottes Absicht war, daß sie uns angehören sollen, daher benutzen wir den Wink des

Schicksals." — Das Land ist voller Löwen und wilder Thiere. —

Vier und dreißigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Melibar.

Von dem Königreiche Eli aus kommt man in das Königreich Melibar, welches in Westen von Groß-Indien liegt. Es hat seinen eigenen, unabhängigen König, und seine besondere Sprache; die Bewohner desselben bekennen sich zum Götzendienste. In diesem Lande leben viele Seeräuber, welches auch der Fall bei dem Lande Gozurath ist, das an seinen Gränzen liegt. Diese Seeräuber bedekken Jahr aus und ein die Gewässer, und bemächtigen sich so vieler Kauffahrteischiffe, als sie nur können. Sie haben ihre Weiber und Kinder bei sich, und leben den ganzen Sommer hindurch auf dem Meere, wo sie den Kaufleuten die engen Pässe verschließen, so daß nur mit großer Mühe ein Fahrzeug ihnen entwischen kann. Denn mit 20 Schiffen halten sie die Pässe von hundert Meilen breit besetzt, weil von 5 bis zu 5 Meilen immer eins ihrer Schiffe postirt ist. Erblicken sie nun ein, mit Kaufmannsgütern beladenes Fahrzeug, so geben sie vermittelst Rauches den nächsten Schiffen ein Zeichen; die nächsten lassen dieses Zeichen weiter verbreiten, und so ist die ganze Flotte in großer Schnel-

ligkeit von der Gegenwart eines Kauffahrteischiffes benachrichtigt. Man fertigt alsbald so viele Schiffe, als zur Wegnahme nöthig sind, auf den bestimmten Punkt ab. Sie thun der Schiffsbesatzung weiter nichts zu Leide, als daß sie solche an das Land setzen, und dabei bitten, andere Waaren zu hohlen, und damit diesen Weg noch einmal zu nehmen. — In diesem Lande giebt es auch vielen Pfeffer, Ingwer und Ueberfluß an indischen Nüssen. —

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Von dem Königreiche Gozurath.

Gleich an das Königreich Melibar gränzt dieses von Gozurath. Es wird von seinem eigenen Könige regiert, und seine Bewohner bedienen sich einer besondern Sprache. Dieses Königreich liegt in Klein-Indien, und zwar auf der westlichen Seite desselben. Man erblickt in ihm den arctischen Pol 6 Klaftern über den Horizont erhoben; was also 7 bis 8 Grade beträgt. Auch in diesem Lande giebt es Seeräuber; diese geben der Mannschaft der genommenen Kauffahrteischiffe einen mit Tamarinden vermischten Trank, und verursachen ihnen dadurch einen großen Bauchfluß, oder Durchlauf. Dies thun sie aus folgendem Grunde: Sehen die Kaufleute sich von den Seeräubern angegriffen, so verschlucken sie sogleich alle Perlen, die sie bei sich haben, da-

mit solche den Räubern nicht in die Hände fallen können; allein die letztern haben diese List nur zu bald entdeckt, und ihr ein probates Mittel entgegen zu setzen gewußt. Das Land hat auch großen Ueberfluß an wildem Pfeffer und an Ingwer. Auch eine Art von Bäumen, von denen man Seide gewinnt, wachsen hier. Diese Baumart wird sechs Fuß hoch, und trägt zwanzig Jahre lang; dann aber hört er auf, Nutzen zu bringen. In diesem Lande wird ferner ein sehr schönes Leder zubereitet, vorzüglicher als irgend eine Ledersorte anderer Orten.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Von den Königreichen Tana, Cambaeth und noch einigen andern.

Von dem ebenerwähnten Lande aus gelangt man über See zu den Königreichen Cambaeth, Semenath und Resmacoram, die alle in Westen liegen, und worin man vielerlei Waaren fabrizirt. Jedes dieser Reiche hat seinen eigenen König, und die Einwohner reden ihre besondere Sprache. Ich kann von diesen Ländern nichts Ausführliches sagen, denn sie liegen in Groß-Indien, und ich darf blos von den Ländern dieses Reiches, die an den Küsten gelegen sind, reden. —

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Von zweien Inseln, auf denen das männliche von dem weiblichen Geschlechte getrennt lebt.

Fünfhundert Meilen (miles) mittäglich von dem Königreiche Resmacoram liegen zwei Inseln im hohen Meere, deren eine von der andern nur dreißig Meilen entfernt ist. Die eine dieser Inseln nun ist blos von Mannspersonen bevölkert, und heißt deshalb die männliche; auf der andern hausen nichts als Weiber, und diese wird die weibliche Insel genannt. Sie sind beide christlicher Religion, und pflegen sich mit einander zu verheurathen. Die Frauenzimmer kommen nie auf die Insel der Mannspersonen, aber diese letztern besuchen das Eiland des weiblichen Geschlechts, und sie wohnen hier drei Monathe lang mit ihm zusammen, ein jeder mit seinem Weibe, und in einem besondern Hause. Hernach gehen sie auf ihre Insel zurück, und bringen auf ihr den Ueberrest des Jahres zu. Die Weiber erziehen die Söhne, welche sie von den Männern haben, bis zum vierzehnten Jahre, worauf sie solche auf die Insel der Väter schicken. Das weibliche Geschlecht hat keine andere Beschäftigung als die Erziehung ihrer Kinder und die Einsammlung der Früchte; die Männer aber arbeiten, um ihre Weiber und Kinder dadurch ernähren zu können. Sie beschäftigen sich vornehmlich mit dem Fischfange, und haben davon reichliche Ausbeute; sie trocknen die Fische,

und verkaufen sie alsdann mit großem Gewinn an die Kaufleute. Sie selbst leben vom Fleische, von Fischen, von Milch und Reis. Das Meer hat hier Ueberflus an Wall- und andern großen Fischen. — Die Bewohner dieser Inseln haben keinen König; wohl aber einen Bischoff, den sie als ihr Oberhaupt betrachten, und der von dem Erzbischoffe von Scoira abhängig ist.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Von der Insel Scoira.

Wendet man sich noch mehr in den Mittag, und legt eine Fahrt von etwa 500 Meilen (miles) zurück, so findet man eine Insel, deren Name Scoira ist. Sie hat einen Erzbischoff und christliche Einwohner. Man findet auf ihr verschiedene Manufakturen; denn sie hat Ueberfluß an Seide und an Fischen. Sie produzirt kein anderes Getraide, als Reis. Die Einwohner gehen ganz nackend, leben von Fleisch, von Milch und von Fischen. Die Seeräuber bringen sehr viele Waaren in diese Insel, die sie geraubt haben, und hier verkaufen. Denn die Einwohner sind äußerst begierig darauf, weil sie wissen, daß Türken oder Heiden die Besitzer derselben gewesen sind. Mitten unter den christlichen Einwohnern dieser Insel giebt es eine Menge von Zauberern, welche durch ihre Kunst die Schiffe auf dem Meere

nach Gefallen leiten können; denn von ihnen hängt es ab, denselben einen Wind zu geben, der ihrer Fahrt günstig ist, oder sie durch widrigen Wind auf die Insel zu nöthigen.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Von der großen Insel Madagascar.

Nachdem man das Eiland Scoira verlassen hat, und gegen den Mittag sich wendet, so gelangt man, nach einer Reise von 100 Meilen (miles) nach Madagascar, die man unter die Zahl der größten und wichtigsten Inseln des Universums setzt. Man sagt, ihr Umfang betrage 4000 Meilen. Die Bewohner derselben bekennen sich zur Fahne Mahomeds. Sie haben keinen König, sondern werden von den vier der Aeltesten des Volks regiert. Diese Insel ist voll von Elephanten, und kein andres Land bringt eine ähnliche Menge dieser Thiere hervor. Auf dieser Insel giebt es noch eine andere, die Cuzibet heißt, und auf welcher ein wichtiger Handel mit Elfenbein getrieben wird; denn wie gesagt, kein Ort der Welt ist so gesegnet an Elephanten, als diese beiden Inseln. Man ißt in ihnen kein anderes, als Kameelfleisch, welches Fleisch den Einwohnern sehr zuträglich seyn soll. Auch von diesen Thieren giebt es eine ungeheure Zahl auf der Insel. — Man findet hier ganze Wälder von Sandelholz und Rubinen, woraus ver-

schiedene Sachen verfertigt werden. In dem Gewässer fängt man auch große Wallfische, von denen man Ambra gewinnt. Löwen, Leoparde, Hirsche, Dammhirsche, Steinböcke und noch andere Thiere und Vögel geben der Jagd hinlängliche Beschäftigung. Man sieht hier besonders verschiedene Arten von Vögeln, die in Europa ganz unbekannt sind. Mit der Fluth des Meers kommen viele fremde Kaufleute hieher. Denn vermittelst dieser kann man aus der Provinz Maabar in zwanzig Tagen auf die Insel Madagascar schiffen; desto mehr Mühe hat man aber bei der Rückreise; denn diese Fluth dauert oft drei ganzer Monathe, und das Meer strömt während dieser Zeit immer mit Heftigkeit gegen Mittag hin. —

Vierzigstes Kapitel.

Von dem Vogel Ruc.

Ueber Madagascar hinaus giebt es noch verschiedene andere Inseln; allein, das Anlanden an denselben ist sehr schwierig, weil die Brandungen zu hoch gehen. Zu gewissen Zeiten des Jahres erscheint auf diesen Inseln eine ganz ungewöhnliche Art von Vögeln, die man Ruc heißt; sie hat die Gestalt des Adlers, und ist von einer außerordentlichen Größe. Diejenigen, welche Vögel von der Art sahen, behaupten, der größte Theil ihrer Federn sey 10 Fuß

lang, und nach Verhältniß stark; und auch ihr ganzer Körper entspreche dieser Riesenbefiederung. Dieser Vogel ist so stark, daß er ohne allen fremden Beistand, blos vermittelst seiner eigenen Stärke, einen Elephanten erfaßt, und mit sich in die Lüfte führt, aus der Höhe ihn zur Erde stürzt, und ihn dann verzehrt. Ich, Marco Paolo, hielt ihn für den Greifen, welches ein vierfüßiges mit Federn versehenes, Thier ist. Dieses gleicht genau dem Löwen, und hat zugleich das Ansehen des Adlers; aber alle, welche diese Rücs jemals sahen, versichern aufs standhafteste, daß sie nichts Aehnliches mit irgend einem andern Thiere hätten, auch wären sie, gleich andern Vögeln, nur zweibeinig. Während meines Dortseyns hatte der Kublai einen Gewaltboten nach diesen Inseln geschickt, welcher bei seiner Rückkehr diese, und noch wunderbarere, Dinge von ihnen zu erzählen wußte.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Von der Insel Zanzibar.

In der Gegend findet man noch eine andere Insel, deren Umfang 2000 Meilen (miles) beträgt, welche mit einem eigenen König versehen ist, und deren Einwohner einer besondern Sprache sich bedienen. Diese letztern bekennen sich zur Abgötterei; das männliche Geschlecht ist

außerordentlich dick und kurz; und wären diese Menschen verhältnismäßig groß, so würden es wahre Riesen seyn. Sie sind dabei so stark, daß einer von ihnen ohne Mühe eine Last von vier bis fünf Zentnern tragen würde. Ihre Farbe ist schwarz; sie gehen nackend, und bedecken nichts, als die Schamtheile. Sie haben einen starken Haarwuchs, der aber so in einander gebraußt ist, daß man ihn nur vermittelst des Wassers auskämmen kann. Ihr Mund ist groß, die Nasenlöcher sind breit und aufgestülpt, die Ohren groß, und ihr Anblick ist häßlich. Nicht weniger häßlich ist das weibliche Geschlecht. Garstige Augen, großer Mund und dicke Nase machen es eben nicht liebenswürdig. Sie leben von Fleisch, Reis, Milch und Datteln. Wein haben sie ganz und gar nicht; doch bereiten sie sich ein Weinartiges Getränk aus Reis, Zucker und verschiedenen Gewürzen. Es kommen verschiedene Kaufleute nach dieser Insel, weil solche viel Elfenbein und Ambra produzirt; denn es leben auf ihr, und um sie, eine Menge von Elephanten und Wallfischen. Die Insulaner sind sehr stark und beherzt; und da sie keine Pferde haben, so bedienen sie sich im Kriege der Kameele und Elephanten; auf den letztern erbauen sie sich kleine hölzerne Festungen, worin 15 bis 20 bewaffnete Mann hausen können. Ihre Waffen bestehen aus Lanzen, Dolchen, und Steinen; und ihre Elephantenforts sind mit Häuten bedeckt. Gehen sie in den Krieg, so geben sie den Elephanten einen Zaubertrank, der

solche beherzter macht. Die Insel ist voll von Löwen, Leoparden und andern wilden, und in den übrigen Ländern der Welt nicht gewöhnlichen, Bestien. Noch ist ihr eine Art von Thier eigen, welche Graffa heißt; dieses Thier ist mit einem drei Fuß langen Halse versehen, hat vorn weit längere Füße, als hinten; einen kleinen Kopf, und ist mehr farbig, z. B. weiß, roth und getüpfelt. Dieses Thier ist sanft und schadet keiner Seele.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Von der großen Zahl indischer Inseln.

Außer den namentlich angeführten ist Indien voll von kleinen Inseln, welche immer von einer der größern abhängen. Die Zahl derselben ist unglaublich groß, und soll nach den Aussagen der Schiffer und Piloten, sich auf 12,700 belaufen, wenn man bewohnte und unbewohnte zusammen rechnet.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Von der Provinz Abasia.

Bis jetzt haben wir die Beschreibung der verschiedenen Länder Groß- und Klein-Indiens geliefert. Groß-

Indien fängt bei der Provinz Maabar an, und endigt sich mit dem Königreiche Rescomaram; Klein-Indien nimmt seinen Anfang mit dem Königreiche Ciamba, und sein Ende mit dem von Murfili. Jetzt wenden wir uns zu dem Innern Indiens, oder gleichsam zu dem Lande, welches Groß-Indien von Klein-Indien scheidet, und dessen Name Abasia ist. Dies ist ein sehr großer Landstrich, welcher sieben ganze Königreiche in sich faßt, und deren jedes seinen eigenen König hat. Vier dieser Könige sind christlicher, und nur drei mahomedanischer Religion. Die christlichen tragen ein goldnes Kreuz vor der Stirn, zum Zeichen der erhaltenen Taufe; die mahomedanischen bedienen sich eines andern Zeichens, das ihnen von der Stirn bis zur Nase reicht. Auch viele Juden leben hier, denen mit einem Eisen auf beide Backenknochen eine Marke eingebrannt worden ist. — Nahe an diesem liegt ein anderes Land, welches Aden heißt, wo der heil. Apostel Thomas den christlichen Glauben gepredigt, und viele Ungläubige bekehrt haben soll. Von hieraus ging er zum Könige von Maabar, wo er bekanntlich seinen Märtyrertod gestorben ist.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Von einem, auf des Sultans Befehl beschnittenen Menschen.

Im Jahre 1258 der christlichen Zeitrechnung entschloß sich ein gewisser König, der erste von Abasia, das heilige Grab zu Jerusalem zu besuchen; da er aber seinen Großen von diesem Entschlusse Nachricht gab, so riethen diese ihm davon ab, und stellten ihm unter andern die Gefahren einer so langen Reise vor; besonders, da er durch verschiedene mahomedanische Länder seinen Weg nehmen müsse. Dagegen gaben sie ihm den Rath, statt seiner einen Bischoff dahin zu senden, und ihn mit Geschenken gehörig auszustatten. Der König nahm diese Rathschläge an, und schickte in seinem Namen einen der Bischöffe seines Königreichs ab. Da nun dieser Abgesandte durch das Königreich Aden reißte, wo die größten Feinde des christlichen Glaubens unter den Mahomedanern leben, bemächtigte man sich seiner, und führte ihn vor den König. Als der letztere vernahm, daß er im Namen des Königs von Abasia nach dem heiligen Grabe reißte, so überhäufte er ihn mit Drohungen, und befahl, auf den Glauben an den Heiland der Christen Verzicht zu leisten, und an den Alkoran zu glauben. Der Bischoff aber entgegnete mit Standhaftigkeit, daß er ehe sterben, als seinen Glauben ändern würde. Darüber gerieth der König in Zorn, und befahl, daß man den Gesandten mit Gewalt beschneiden solle; dies geschah, und

der Beschnittene wurde nach Abascia zurückgesendet. Kaum, daß der König des letztern Landes diese Beleidigungen erfuhr, beschlos er, den König von Aden zu bekriegen. Er sammelte ein großes Heer an Fußgängern, Reutern, Elephanten mit Forts auf ihren Rücken, und erklärte dann seinem Beleidiger offene Fehde. Doch dieser verband sich sogleich mit noch zwei andern Königen, und kam dem Angreifenden rüstig entgegen. Der Kampf begann; von des Königs von Adens Leuten wurden viele getödtet, und der König von Abascia trug endlich den Sieg davon. Hierauf überzog er das Land Aden mit seiner Armee, und verwüstete es auf die unerhörteste Art; denn er lies alle Mahomedaner tödten, wenn sie seiner Macht sich widersetzten. Einen ganzen Monath hindurch blieb er in dem feindlichen Lande, und nachdem er dem Feinde allen nur erdenklichen Schaden zugefügt hatte, begab er sich in seine Staaten zurück, überhäuft von Ruhm und Ehre, und stolz durch das Bewußtseyn, den treulosen Sultan so nachdrücklich gestraft zu haben.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Von den Thieren in Abasia.

Die Einwohner dieses Reiches leben von Fleisch, von Milch und von Reis. Es hat mehrere Städte und Dörfer,

in denen man verschiedne Artikel fabrizirt; guter Buracan und seidne Stoffe werden daselbst in Menge gemacht. Die Abasianer haben viele Elephanten, die zwar nicht im Lande selbst produzirt, sondern aus andern Gegenden hieher gebracht werden. Dagegen giebt es hier viele Giraffen, Löwen, Leoparden, Böcke und seltene Arten von Vögeln, die in ihm ganz einheimisch sind. Ueberdies findet man hier sehr schöne Hühner und Strauße, die so groß, wie Esel sind, auch noch andere zahme und wilde Thiere. Auch die schönsten Epitaken und Epimaken giebt es in diesem Lande, so wie ihm auch Katzen von verschiedener Art, deren Gesicht viel menschenähnliches hat, nicht fehlen.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Von der Provinz Aden.

Die Provinz Aden hat ihren eignen König, welcher den Namen eines Sultans führt; seine Unterthanen bestehen aus Mahomedanern, welche vor den Christen einen unglaublichen Abscheu haben. Dieses Land ist von vielen Städten und Schlössern angefüllt, und mit einem sehr guten Hafen versehen, in welchen viele Schiffe mit den verschiedensten Gewürzwaaren kommen. Die Kaufleute von

Alexandrien kommen hieher, und kaufen diese Gewürze in Menge, laden sie in kleine Fahrzeuge, und verführen sie auf einem gewissen Flusse, auf welchem die Reise sieben Tage dauert; hernach verladen sie das Gut auf Kameele, von denen es dreißig Tage zu Lande getragen wird, bis man zu dem Flusse von Egypten kommt; hier wird alles vom neuen in Schiffe gebracht, und mit diesen vollends nach Alexandrien transportirt. Auch ist kein näherer Weg denkbar, als dieser, um aus dem Oriente nach Alexandrien zu gelangen. Diese Kaufleute bringen zum Umtauschen viele Pferde mit nach Indien. Der König von Aden, durch dessen Gebiet diese Kaufleute müssen, läßt sich von ihnen sehr hohe Zölle bezahlen, und hat davon eine große Revenüe. Als im Jahre 1200 der Sultan die Stadt Acona belagerte, so schickte ihm der Sultan von Aden 30,000 Reuter und 40,000 Kameele zu Hülfe; und das nicht sowohl deshalb, weil er wünschte, der Sultan möge in seinem Unternehmen glücklich seyn, sondern blos, weil er die Christen haßte. Vierzig Meilen (miles) von dem Hafen von Aden nördlich liegt die Stadt Escier (Esyer) unter deren Befehle noch viele andere Städte und Schlösser dieses Reiches gehören. Auch diese Stadt ist mit einem sehr schönen Hafen versehen, von welchem aus ein wichtiger Pferdehandel nach Indien getrieben wird. Dieses Land hat Ueberfluß an weißem Weihrauche, welcher sehr vortrefflich ist. Er rinnt aus einer Art von Bäumen,

die viel Aehnliches mit der Tanne haben. Die Eingebohrnen machen Einschnitte in die Rinde der Bäume, um vermittelst dieser den Weihrauch zu gewinnen; und ungeachtet der großen Hitze, welche in dieser Zone herrscht, rinnt derselbe dennoch sehr reichlich. Auch Palmen und Dattelbäume grünen hier in Menge; allein außer ein Wenig Reis giebt es daselbst kein Getraide; dagegen haben die Gewässer viele Fische, und vorzüglich Thunfische, welche man für sehr vortrefflich hält. Wein hat man nicht; allein aus Reis, Datteln und Zucker weiß man ein sehr gutes Getränk zu machen. Die Schaafe, welche in diesem Lande leben, sind klein; statt der Ohren haben sie nichts, als kurze Hörner. Pferde, Ochsen, Kameele und Schaafe leben hier blos von Fischen; diese machen ihre einzige Nahrung aus, denn die unerträgliche Hitze vergönnt keinem Grashalme, sich aus der Erde zu winden. Jährlich pflegt man drei mal einen Hauptfischfang zu halten, welcher denn auch immer über allen Glauben gesegnet ausfällt. Das geschieht in den Monathen März, April und Mai. Man trocknet die gefangenen Fische, und bewahrt sie dann wohl auf, und füttert damit, statt des Grases, die Hausthiere. Diese ziehen auch die getrockneten Fische den frischen sichtbar genug vor. Aus der getrockneten Sorte wissen die Einwohner Biscuit zu verfertigen, und dies zwar auf folgende Art: Sie hacken den Fisch sehr klein, und gleichsam zu Staube; aus diesem machen sie alsdann einen Teig, den sie an der

Sonne trocken werden lassen. Von dieser Art von Brodte essen sie und ihr Vieh im ganzen Jahre hindurch.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Von einem gewissen Lande, das von den Tataren bewohnt ist.

Bis jetzt habe ich blos von denjenigen Ländern des Orients, welche gegen den Mittag liegen, gesprochen; jetzt werde ich in der Kürze einige auf der entgegengesetzten Seite gelegnen berühren; nämlich einige derer, die ich im zweiten Buche meiner Reisebeschreibung übergangen habe. In diesen mitternächtlichen Ländern wohnen viele Tataren, die einen König aus ihrer Mitte haben, und bei welchen man die Sitten und Gebräuche ihrer alten Vorfahren antrifft. Alle sind sie dem Götzendienste ergeben, und verehren eine Art von Gott, welchen sie Natigai nennen. Sie halten ihn für den Herrn der Schöpfung und von allem, was in ihr ist. Von diesem Gotte haben sie ein Heer von Konterfeien und Abbildungen. Sie bewohnen weder Städte noch Dörfer; nur in den Thälern und auf den Bergen umher hausen dieselben. Ihre Zahl ist sehr groß. Getraide fehlt ihnen ganz, und sie leben von nichts als Fleisch und Milch. Es findet unter ihnen große Einigkeit statt, und kein Volk

gehorcht seinem Könige besser, als eben dieses. Sie besitzen eine unnennbare Zahl von Pferden, Kameelen, Ochsen, Hammeln und anderm Hornvieh. Auch sehr große Bären, und die schönsten Füchse hausen in dem Lande. Wilde Esel sind ebenfalls in großer Menge hier. Unter den kleinen Thieren giebt es eine Art, welche außerordentlich schöne Felle liefert, die man im gemeinen Leben Zibelinen nennt. Der übrigen vielen wilden Thiere, welche dem Volke ihr Fleisch zur Nahrung liefern, wollen wir gar nicht gedenken.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Von einem andern Lande, zu dem man wegen der Sümpfe und des Eises nur mit Mühe gelangen kann.

In dieser mitternächtlichen Region liegen noch andere Länder, aber noch nördlicher, als das genannte; eins derselben ist voll von verschiedenen Thieren, besonders von Rhonden (wilden Schafen?) Hermelinen, mehrern Arten von Erculinen und Füchsen; von allen diesen Thieren gewinnen die Einwohner schöne Felle, welche die ausländischen Kaufleute hier aufkaufen, und nach Europa bringen. Pferde, Ochsen, Esel, Kameele und andere starke und

große Thiere können in diesem Lande nicht leben, denn es ist voller Moräste und Teiche, und im Winter liegt alles unter einer allgemeinen Eisdecke. Denn obschon das Eis auch in andern Jahrszeiten nicht völlig aufthaut, so ist der Boden doch nicht fest genug, um Wägen und schwerfällige Thiere tragen zu können; selbst Menschen haben Mühe, um da fortzukommen, so kothig und moorig ist der Boden. Dieses Land kann gegen Norden zu sich etwa dreizehn Tagereisen erstrecken; und in dieser Gegend ist es, wo die Eingebohrnen das schöne Pelzwerk gewinnen, das ihnen so großen Nutzen bringt. Denn, wie gesagt, von allen Orten strömen Kaufleute herbei, um diese kostbaren Felle zu erhandeln; und ein Jahr hindurch führen sie davon eine unglaubliche Menge aus. — Die Reise derselben geschieht auf folgende Art: sie haben große Hunde, die fast den Eseln gleichen, und diese sind gewohnt, eine Art von Wägen zu ziehen. Aber an diesen letztern vermißt man alle Räder; sie sind überhaupt sehr leicht und einfach aus Holze gemacht, und können zwei Personen in sich fassen. Man kann auf ihnen ohne Furcht seyn, in dem Kothe stecken zu bleiben, denn der untere Theil dieser Wägen ist ziemlich breit. Kommt nun ein Kaufmann in dem Lande an, so verschafft er sich einen solchen Wagen, und läßt ihn, auf eine eigene Art, mit sechs Hunden bespannen, und diese ziehen unter Anleitung des Fuhrmanns, der mit dem Kaufmanne zugleich darinnen sitzt, das Fahrzeug mit vieler Leichtigkeit durch Koth

und Sümpfe hindurch. Da sie es aber nicht länger als einen Tag aushalten können, so spannt man von vier und zwanzig bis zu vier und zwanzig Stunden immer wieder frische Hunde vor; denn man stößt von Zeit zu Zeit auf Dörfer, in denen die Hunde zu diesem Zwecke ganz besonders unterhalten werden. Auf diese Art reisen denn die Kaufleute von einem Ende des Landes zum andern, allein schwere Lasten darf man den Thieren nicht aufpacken, denn außer den zwei Personen können sie nichts, als nur einen Packt von Fellen mit fortziehen, und das regelmäßige Wechseln der Hunde auf den Stationen darf auch nicht unterbleiben, bis man an die Gebürge kommt, wo die Pelzwaaren verkauft werden.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Von dem Lande der Nebel.

Noch giebt es ein anderes Land, das dem Nordpole näher, als alle genannten liegt; es gränzt gleichsam ans Ende der Welt. Man nennt es das Nebelland, weil in ihm einen großen Theil des Jahrs hindurch die Sonne gar nicht scheint; so, daß nicht nur während der Nacht, sondern auch am Tage undurchdringliche Nebel dasselbe bedecken. Die Bewohner desselben sind inzwischen, schön, groß, von gutem Körperbaue aber bleich von Farbe. Sie haben weder König noch Fürsten; leben wie das Vieh, und fragen nichts nach den Gesetzen der Menschlichkeit oder der bürgerlichen Gesellschaft. Die benachbarten Tataren machen in dieser Nebelzone oft ihre Besuche, und nehmen während derselben den Einwohnern ihr Vieh, oder was sie sonst bekommen können, hinweg. Weil aber nun wegen der dichten Nebel diese Räuber auf ihren Einfällen in unbekannte Gegenden große Gefahr laufen; so bedienen sie sich zu ihrer Sicherheit einer ganz besondern List. Sind sie nämlich entschlossen, einen solchen Einfall zu wagen, so nehmen sie einige ihrer Stuten mit ihren Jungen mit; die letztern lassen sie an der Gränze unter Aufsicht zurück, und nur die Mütter dürfen sie begleiten. Ueberfallen sie nun auf ihrer Rückkehr Nacht und Nebel, so braucht es nichts, als

daß sie sich der Leitung des Instinkts dieser Thiere überlassen, die sie unausbleiblich zu dem Orte, wo die Füllen blieben, zurückführen. Auf diese Weise findet die menschliche Vernunft eine unentbehrliche Stütze an dem thierischen Instinkte. — Die Bewohner des Nebellandes haben auch mehrere Arten von Thieren, die ihnen köstliche Peltereien liefern. Sie exportiren sie in andere Länder, und machen bei diesem Handel großen Gewinn.

Funfzigstes Kapitel.

Von der Provinz Rucheni.

Die Ruchenienser (Russen) bewohnen ein sehr ausgedehntes Land, welches sich bis zum arctischen Pole hin erstreckt. Sie sind griechische Christen; weiß, schön, sowohl Männer als Weiber, und haben ein glattes Haar. Sie sind dem großen Chane der Tatarei tributbar, dessen westliche Nachbaren sie ausmachen. Auch bei ihnen findet man eine Menge Pelzwerk von der vorzüglichsten Art; und sie betreiben viele Silberbergwerke. Ihr Land aber ist sehr kalt, weil es an den Küsten des Eismeers hin-

läuft. Inzwischen giebt es auf diesem Meere einige Inseln, wo man Greiffalken und Falken anderer Art im Ueberflusse findet, und mit welchen man in alle Theile der Welt einen wichtigen Handel treibt.

Ende des ersten Theils.

Eisenberg,
gedruckt bei Johann Wilhelm Schöne.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Polo, Marco,

Marco Paolo's Reise in den Orient während der Jahre 1272 bis 1795

Bd.: [1]

1802

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Geogr.it.o.34
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11709466-5